

Erzählungen, Märchen, Sagen und Mundarten aus Hessen

F. Tewaag



**INDIANA
UNIVERSITY
LIBRARY**



mo.

Erzählungen

Märchen, Sagen und Mundarten aus Hessen.

Gesammelt und herausgegeben

von

J. Gewaag.

FOLKLORE

Marburg.

Commissions-Verlag von N. G. Elwert.

1888.

BEF

463910

GR 167
. H 5 T 3

Inhaltsverzeichnis.

	Seite.
Die heilige Elisabeth	1
Das Herenwesen in Hessen	25
Rückzug der Hessen aus Rußland	34
Landgraf Ludwig VIII. und die Zigeuner	63
Skizzen aus dem Hinterland	68
Das Pilgerland unserer Zugvögel	74
Der Matrose und die Löwin	82
Das Märchen vom Schlaraffenland	83
Der Advocat und der Teufel	87
Wie einmal der Teufel von einem Hessen geprellt wurde	90
Der Griesheimer Kufuf	91
Mundart im Eberthal: Der Fuchs und der Wolf	93
Was gibts Neues	94
Der Nießgeist von Grünberg	95

1-12-48

Geschichtliches über die Herkunft der hl. Elisabeth und deren segenreiches Wirken und Leben in Marburg.

Die heilige Elisabeth war die Tochter des Königs Andreas II, von Ungarn und ihre Mutter hieß Gertrud. Schon als Kind von 4 Jahren, wurde sie nach Thüringen gebracht, wo sie am Hofe des Landgrafen Hermann I. von Thüringen erzogen und später auch mit dessen ältesten Sohne Ludwig, dem Erben seines Landes, vermählt wurde.

Mancher geneigte Leser möchte eigentlich auch gerne wissen, wie es gekommen ist, daß sie gerade nach Thüringen gebracht wurde? Die Verhältnisse sind folgende: Zu Ende des 12. und Anfang des 13. Jahrhunderts herrschte über Thüringen und Hessen Landgraf Hermann I., als einer der reichsten und mächtigsten Fürsten im Reiche. Er war der Sohn Landgraf Ludwig II. des Eisernen und seiner Gemahlin Jutha von Schwaben, einer Schwester Kaiser Friedrich I. Barbarossa.

Nachdem sein älterer Bruder Ludwig III., der Milde oder der Fromme, auf einem Zuge ins heilige Land (1190) auf der Insel Cypern ohne männliche Erben gestorben war, trat Hermann I. die Regierung seines Landes an.

Auf dem nordwestlichen Gipfel des, an Natur Schönheiten so reichen Thüringer Waldes erhebt sich auf steiler, waldiger Anhöhe

über dem freundlichen Städtchen Eisenach, die alte feste Wartburg. Diese Feste hatte der zweite Graf von Thüringen, Ludwig der Salier, weil er aus Salischen Geschlechte stammt, oder der Springer genannt, angeblich weil er sich einst durch einen mächtigen Sprung aus dem Schlosse Siebichenstein bei Halle in die vorbeisfließende Saale, aus der Gefangenschaft befreit haben soll, erbaut. Aus den Fenstern dieses, an großen Erinnerungen aus alter Zeit so reichen Bergschlosses schweift das Auge des Beschauers weit hin gegen Norden und Osten über die gesegneten Gauen von Thüringen; gegen Westen blickt es nach dem Hessenlande und nur gegen Süden und Südosten ist die Aussicht durch noch höhere Berge des Thüringerwaldes und des Rhöngebirges begrenzt. — Hier auf der Wartburg wohnte zur Zeit, da die Geschichte beginnt, Landgraf Hermann I. zu Thüringen und Hessen, Pfalzgraf zu Sachsen, ein Urenkel Ludwig des Saliers, des Erbauers der Wartburg, der Neuenburg über Freiburg an der Unstrut und des Klosters Reinhardsbrunn, und wie schon erwähnt, ein Sohn Landgraf Ludwig II., des Eisernen. — Landgraf Hermann war zweimal verheirathet. Mit seiner ersten Gemahlin Sophia, einer gebornen Herzogin von Osterreich und Schwester des Herzogs Leopold VII., des Ruhmwürdigen oder Ehrenreichen von Osterreich hatte er zwei Töchter, Jutha und Hedwig, von denen uns nur die erste interessirt. Die zweite Gemahlin Landgraf Hermanns hieß ebenfalls Sophie und war eine Tochter des bekannten Herzogs Otto von Baiern. Mit ihr erzeugte er vier Söhne, Ludwig, der nachmalige Gemahl der hl. Elisabeth, Hermann, Heinrich Raspe und Konrad, und zwei Töchter, Agnes und Irmengard. Hermann, der zweite

ihn starb frühe im Jahre 1316, noch vor seines Vaters
de. Irmengard ward mit einem Grafen von Anhalt
mählt. Agnes dagegen, die mit der hl. Elisabeth auf der
artburg erzogen wurde, war berühmt wegen ihrer Schönheit,
d wurde später mit dem Herzoge Heinrich von Osterreich
heiratet. Landgraf Hermann dachte, nach der Sitte seiner
it, frühzeitig an eine vorteilhafte Heirath für seinen ältesten
hn Ludwig, den Erben seines Landes. — Die Gelegenheit
u bot sich ihm auf eigenthümliche Weise dar. —

Ein berühmter Dichter und Sänger, mit Namen Meister
colaus Klingsor aus Siebenbürgen, hatte zu Krakau, Paris
) Rom studirt, nach Arabien und Babylon Reisen gemacht
) sich den Ruf eines Astrologen und Schwarzkünstlers
vorben, Derselbe stand damals bei König Andreas II.
i Ungarn in Diensten, der ihn wegen seiner Kenntnisse
Bergbau einen Jahresgehalt von 3000 Mark Silbers gab,
) hielt wie ein Chronist sich ausdrückt, einen Hof, „wie
großer Bischof.“ — Von den Landgrafen Hermann I.
die Wartburg berufen, sei er daselbst mit einem großen
olge erschienen. Als Klingsor mit seinem Gefolge in
mach angekommen sei, sei auch der Landgraf Hermann
seinem Gefolge von der Wartburg herabgekommen, um
zu begrüßen. — Eines Abends nun in den Garten seines
tzs, als viele Leute vom Hofe und viele ehrbare Bürger
Stadt Eisenach beim Abendtrunke geseßen, hätten diese
Meister Klingsor, der ihnen oft von seinen Schicksalen
) von seinen Reisen erzählt habe, gebeten, ihnen wieder
as Neues zu erzählen. Da habe Klingsor lange und mit
merkhaftigkeit die Gestirne am Abendhimmel betrachtet und

endlich gesprochen: „Ich will euch eine neue fröhliche Nachricht verkünden: Heute in dieser Nacht wird meinem Herrn, dem Könige von Ungarn, eine Tochter geboren, die wird heilig sein und soll dem Sohne dieses Fürsten zur Ehe gegeben werden.“ Von ihrer Heiligkeit wird einst die ganze Christenheit erfreut und getröstet werden. Dieselbe Nachricht habe er denn am folgenden Tage dem Landgrafen Hermann und seiner Gemahlin verkündigt, die sie mit größter Freude aufgenommen hätten. — Wenn man erwägt, wie der Glaube an die Astrologie nicht nur das ganze Mittelalter hindurch, sondern selbst bis das 17. und 18. Jahrhundert hinein ein herrschender Aberglaube war, so darf man sich nicht wundern, wenn alle älteren Nachrichten diese Weissagung als eine durchaus verbürgte Thatsache geltend machen. Jedenfalls weist die Übereinstimmung aller Berichte auf einen Zusammenhang zwischen der, nicht in Zweifel zu ziehenden Aufmerksamkeit Meister Klingsor's auf der Wartburg und der nachmaligen Heirat des Sohnes des Landgrafen Hermann und der Tochter des Königs Andreas hin. Auch Ungarische Geschichtsschreiber sagen, daß Klingsor aus Veranlassung dieser Heirat nach Deutschland gekommen sei. —

Kurz im Jahre 1211 schickte Landgraf Hermann eine große glänzende Gesandtschaft nach Preßburg, wo der König Andreas II. seinen Hof hielt, um um die Hand der damals vierjährigen Prinzessin Elisabeth für seinen ältesten, damals elfjährigen Sohn Ludwig zu werben. Diese Gesandtschaft bestand aus dem Grafen Meinhard oder Reinhard von Mühlberg, dem Herrn Walter von Bargila, einem trefflichen Manne, der das Erbschenkenamt am thüringischen Hofe bekleidete, und der Frau Bertha, der Wittwe des weiland Ki-

inbald von Wendeleben. In ihrem Gefolge waren noch
ein Ritter und drei Jungfrauen. So zogen sie dahin mit
einem Wagen und dreißig Männern zu Fuß, das Geschäft
anzurichten, das Meister KlingSOR dem Landgrafen geraten
hatte. Bereits auf der Reise wurden sie allermwegen
von Fürsten, Bischöfen und Prälaten, zu dem sie ihr Weg
führte, mit den größten Ehren empfangen, wie es den Gesandten
von berühmten und mächtigen Landgrafen von Thüringen
und Hessen gebührte. In Preßburg selbst aber, dem königlichen
Schlosse, wurden sie von dem Könige und seinen Großen
mit der größten Ehre und Freude aufgenommen. Sie säumten
nicht, den Auftrag ihres Herrn auszurichten und ihre Werbung
anzubringen. Der König und seine Gemahlin gaben ihre
Zuwilligung, besonders auf Zureden KlingSOR's, der sich
schon eifrig bei Hofe eingefunden hatte, um seine Weissagung
in Erfüllung gehen zu sehen, sowie das seinige weiter dazu
anzutragen, daß sie nicht unerfüllt bliebe.

Der König Andreas pflegte mit den Schätzen seines Landes
zu geizen. Als er seinen fremden Gästen, die gekommen
waren, um die Hand seiner jungen Tochter zu werben, das
Wort gegeben hatte, veranstaltete er ihnen und seinen Großen,
zu Ehren der Verlobung „seiner liebsten Tochter,“ prächtige
Feste. Drei Tage lang wechselten Tänze, Gesänge und Saiten-
spiel mit einander ab. Dann entließ er seine Gäste. Die
Gesandtschaft aus Thüringen aber ward aufs reichste beschenkt
mit Gold, Silber und Kleinodien. Der größte Schatz aber,
den sie mitnahmen, war die hl. Elisabeth. Das vierjährige
Kind, in ein seidenes Gewand eingehüllt und in eine silberne
Lage gelegt, ward ihnen übergeben. „Saget,“ so sprach die

Königin Gertrud zu den scheidenden Boten, „sagt euren Herrn, daß er einstweilen sich mit diesen Gaben begnügen möge. Gönnet uns Gott das Leben, so werden wir sie in größerer Mitgift dereinst bei ihrer Hochzeit begaben.“ Und so gab sie ihnen denn einstweilen reiche Geschenke mit, Kleinodien und Gefäßen von edlem Metalle, goldenen Schmin mit Edelsteinen besetzte goldene Kronen, Spangen, Ringe, goldene Gürtel, kostbare seidene, mit Gold und Purpur durchwirkte Gewänder und Bettwerk und, außer der silbernen Wanne eine silberne Badewanne, Kostbarkeiten, wie man sie in Thüringen vorher nie gesehen hatte. Dazu 1000 Mark Silber an baarem Gelde. — So brachten sie die Braut ihres künftigen Herrn nebst ihren Ammen und Wärterinnen nach der Wartburg.

Spät des Abends kam der Zug in der Stadt Eisenach an. Ermüdet von der weiten Reise, blieb die Gesandtschaft mit ihrem Gefolge in Heinrich Hellgrafs Herberge über Nacht. Das Kindlein gab man seiner Amme.

Landgraf Hermann und Frau Sophie kamen noch am Abends von der Wartburg herab und empfingen ihre künftige Schwiegertochter mit großer Freude und mit innigem Dank gegen Gott. Die Landgräfin vermochte sich nicht mehr dem Kinde zu trennen und blieb gleichfalls in Eisenach, über Nacht. Des andern Morgens ging der Zug mit Wagen und Fuß fröhlich zur Wartburg hinauf, wohin Landgraf Hermann die angesehenen Einwohner von Eisenach, Männer und Frauen, geladen hatte, ihnen sein neu gewonnenes Töchterlein zu zeigen, und sie mit einem Gastmahle, mit Spiel und Tanz zu erfreuen. Das Kind ward dabei ihrem jungen Bräutigam in den Arm gelegt, zum Zeichen ihrer künftigen Vermählung.

Die heilige Elisabeth in Marburg 1229 — 1231.

Ludwig der Heilige, der Gemahl der hl. Elisabeth, aber starb auf einem Kreuzzuge. Nach dem Tode ihres Gemahls wurde sie von der Wartburg vertrieben. — Nach all den harten Schicksalsschlägen, die sie erlitten, nach all den bitteren Erfahrungen die sie während ihres kurzen Lebens zu machen gehabt hatte, mußte eine Seele wie die ihrige war, notwendig nach jener Ruhe und Stille die stärkste Sehnsucht empfinden, die unter solchen Umständen, religiösen Gemüthern so wohlthwendig ist.

Am Thüringischen Hofe hatte man sie ohnedies nie verstanden, ihrer Liebe begegnete, nach dem Tode ihres Gemahls, hier überall nur Haß und Verachtung. Darum beschloß sie sich nach ihrem Wittwenstize Marburg überzusiedeln und dort, nach ihren Neigungen, dem Umgange mit Gott und der Barmherzigkeit gegen die Armen und Nothleidenden zu leben.

Dort, wo jetzt die Stadt Marburg von drei Seiten der Bahn umflossen, sich an einen Hügel anlehnt, der von dem, in spätere Zeiten von den Landgrafen von Hessen an der Stelle der ganz alten Burg, wo einst Ludwig der Heilige oftmals getagt hatte, erbauten gothischen Schlosse gekrönt ist, in einer der reizendsten Gegenden, die es giebt, lag damals noch ein unscheinbares Dorf das nicht einmal eine eigene Kirche hatte, sondern in das unweit davon gelegene Kirchdorf Oberweimar gepfarrt war.

Hierher zog sich die Landgräfin Elisabeth im Spätsommer oder Herbst des Jahren 1229 zurück. Ihre treuen Freundinnen Rutha und Eisentrub, die später gleich ihrer Herrin als Schwestern des dritten Grades (Tertianerinnen) in den Orden

des heiligen Franciskus traten und das Gewand der grauen Schwestern anlegten, begleiteten sie.

Vorher hatten sie bereits am Charfreitage desselben Jahres in der Minoritenkirche zu Eisenach öffentlich und feierlich vor dem entblößten Altare ihrem eigenen Willen, ihren Eltern, ihren Kindern und Freunden, aller Ehre und Pracht dieser Welt entsagte. — Ihre Idee war damals gewesen, entweder in ein Kloster zu gehen, oder ihr Leben als Klausnerin mit Almosen zu fristen. Nur die bestimmte Weigerung ihres Beichtvaters konnte sie davon abhalten, der sie mit Strenge darauf hinwies, daß sie ein solches Leben für ihren Stand und ihr Geschlecht nicht zieme, und daß sie ihres Wittthums bedürfe, um ihr Leben zu fristen und die Schulden ihres Mannes zu bezahlen. Nun erst entschloß sie sich, ihren Aufenthalt in Marburg zu nehmen, obgleich Meister Konrad ihr ihr auch dies wiederriet, weil sie dort an den äußersten Grenzen des Landes der Landgrafen von Thüringen des genügenden Schutzes entbehre. Aber auch bis hierher folgte ihr der Haß ihrer Verfolger. Sie konnte in Marburg keine passende Wohnung für sich und ihre Begleiterin finden und ging deshalb in das benachbarte Dorf Wehrda. Da bezog sie ein altes zerfallenes Bauernhaus, in welchem sie weder Schutz vor der Sonne, noch vor Regen und Wind fand. In dieser elenden Herberge machte sie sich unter der Treppe eine Art von Dach oder Hütte von belaubten Zweigen, worin sie ihre ärmlichen Speisen für sich und ihre kleine Familie bereitete, also eine Art von Küche, nicht zur Wohnung, wie andere meinen. In dieser ärmlichen Behausung war sie den Strahlen der Sonne, wie der scharfen Zugluft

ausgesetzt. Besonders aber hatten ihre Augen von dem immerwährenden Rauche zu leiden. Deshalb ließ sie sich in Marburg von Holz und Lehm ein Häuschen bauen, in welches sie überzog, sobald man es vollendet hatte. Hier legte sie denn ihre weltlichen Kleider ab und kleidete sich nebst ihren Freundinnen Jutha und Eisentrud in das Gewand der Schwestern des heiligen Franciscus und begann nun ihre Birkfamkeit für die Armen und Unglücklichen. Vor allen Dingen fing sie an, ein Hospital für Arme und Kranke bauen zu lassen aus den Mitteln, die ihr von ihrem Heiratsgute übrig geblieben waren. Alle Kostbarkeiten, die sie noch aus rüheren Zeiten besaß, goldenes und silbernes Geschirr, seidene, golddurchwirkte Gewänder, alle Arten von goldenem Schmucke, mit kostbaren Edelsteinen besetzt, kurz Alles, was sie hatte, verwendete sie zu diesem Zwecke. Das Hospital weihte sie ihrem Vorbilde dem heiligen Franciscus von Assisi, und übergab es später, um seinen Bestand für die Zukunft zu sichern, dem deutschen Orden. Ihre Zeit brachte sie nun hauptsächlich damit zu, die Kranken im Hospitale zu besuchen, sie mit allem Nötigen zu versehen, sie zu speisen, ihre Wunden zu verbinden und sie in jeglicher Weise zu verpflegen, was sie alles mit solchen Geschicke that, daß man sich allgemein darüber verwundern mußte, indem man nicht begreifen konnte, woher sie es gelernt habe. Doch begnügte sie sich damit, Kranke in das Hospital aufzunehmen und dort für sie zu sorgen. Sie nahm auch noch welche in ihre eigene enge Wohnung auf, legte sie häufig in ihr Bette und zwar gerade solche am liebsten, die mit den etelhaftesten Krankheiten behaftet waren, wie sie denn von jeher gerade diesen ihre besondere Aufmerksamkeit zugewendet hatte. Sie verrichtete bei denselben

die niedrigsten, den Sinnen am meisten widerstehenden Dienste. — So nahm sie einen lahmen, vater- und mutterlosen Knaben, der an einem beständigen Blutflusse litt, in ihr Zimmer auf. Sie legte ihn in ihr eigenes Bett, wachte bei ihm und mußte ihn in mancher Nacht sechs- und mehreremale mit eigenen Händen aufheben, um ihn seine natürlichen Bedürfnisse befriedigen zu lassen. Ihre beschmutzten Betttücher wusch sie dann mit ihren eigenen Händen. Nach dem Tode desselben nahm sie ein ausfälliges Mädchen, ohne Vorwissen ihres Beichtvaters, zu sich, reichte ihm Speise und Trant, wusch und kleidete es aus und an.

Da Meister Konrad diese Unglückliche aus Furcht vor Ansteckung von ihr entfernt hatte, nahm sie einen lahmen Knaben, der so furchtbar mit einer bössartigen Krätze behaftet war, bei sich auf, daß er kaum ein einziges Haar auf dem Kopfe hatte und leistete nun diesem dieselben Dienste. Dieser Knabe war noch bei ihr, als sie starb.

Die Zeit, die sie von diesen Werken der Liebe erübrigen konnte, brachte sie gewöhnlich mit Spinnen zu, wie sie es einst schon nach ihrer Vertreibung von der Wartburg gethan hatte. Sie spann Wolle für die Nonnen zu Altenburg bei Wezlar, denn das Spinnen von Hanf und Flachs verstand sie nicht. Dabei war sie so gewissenhaft, daß sie einst dem Kloster einen Pfennig zurückschickte, weil sie für diesen Betrag ohngefähr weniger gesponnen hatte, indem sie unerwartet mit Meister Konrad nach Eisenach zu reisen, von diesem den Befehl empfangen hatte. Ihre Nahrung war dabei so ärmlich und einfach, als möglich, Kohl und ganz gewöhnliches Gemüse, in bloßem Wasser gekocht, ungeschmälzt und ungepöseln. Gewöhnlich bereitete sie diese Mahlzeit selbst, wobei sie meistens

teils am schlechtesten ausfiel, teils weil sie die Kochkunst nicht gelernt hatte, womit sie die Speisen etwas schmackhafter hätte machen können. Wenn es ihr denn öfters geschah, daß sie die Speisen anbrennen ließ, so ließ sie sich von ihrer Dienerschaft ganz ruhig und freundlich auszanken. War ihre ärmliche Mahlzeit vollendet, so pflegte sie auch noch das Geschirr zu waschen, und zwar oft heimlich, damit nur die Dienerinnen es nicht thun durften. Ähnlich verhielt es sich mit ihrer Kleidung. Ihr graues Gewand war ihr zu kurz, deshalb verlängerte sie es mit einem Stücke Zeug von anderer Farbe. Mit der Zeit fing es an zu zerreißen, oft brannten auch beim Kochen Löcher hinein, ohne daß sie es bemerkte. Deshalb flickte sie es mit Lappen, gleichfalls von anderer Farbe, und zwar war die Arbeit so schlecht und unscheinbar, als möglich. Elisabeth hatte auch die Kunst die Nadel zu führen, nicht gelernt. War es im Winter kalt, so deckte sie sich mit zwei Rissen zu, weil ihre Kleider sie nicht genügend schützten. Man sieht, daß wenn es wahr wäre, wie man behauptet, daß ihr der heilige Franziskus seinen zerlumpten Mantel geschickt, dies nicht nothwendig gewesen wäre: Ihr eigenes Kleid war nicht besser. Auf diese Weise, wo sie für sich selbst und ihre Haushaltung so zu jagen gar Nichts brauchte, ist es denn auch erklärlich, daß sie, die fast ihren ganzen Brautschatz, 2000 Mark Silbers mit nach Marburg brachte und in dem Besitze der Einkünfte dieser Gegend war, in der kurzen Zeit ihres dortigen Aufenthaltes bis zu ihrem Tode etwa zwei Jahre, so außerordentliches für milde und christliche Zwecke zu leisten vermochte. — Der Bau ihres Hospitals soll 5000 Mark gekostet haben, und mit ebensoviel stattete sie es aus. Außerdem vergab und verschenkte sie un-

gemein viel an die, von weit und breit bei ihr zusammenströmenden Armen. An einem einzigen Tage verschenkte sie die, für jene Zeit sehr bedeutende Summe von 500 Mark, nachdem sie diese ihre Absicht in der Umgegend hatte bekannt machen lassen. An 12000 Menschen waren deshalb zusammen gekommen. Damit nun Alles ordentlich zugehe, so hieß Elisabeth die Volksmenge, wie es einst der Herr in der Wüste gemacht hatte, sich lagern, und gebot strenge, daß niemand sich von seinem Plage bewegen durfte, damit nicht manche zu viel, andern zu wenig oder nichts empfangen. Einigen, die gegen ihr Gebot gehandelt hatten, schnitt sie zur Strafe die Haare ab. So vertheilte sie dann, gegürtet und geschürzt mit eigenen Händen ihre Gaben.

Bei Gelegenheit geschah es denn auch, daß ein junges Mädchen, Namens Hildegunde, mit einem ausgezeichnet schönen Haarwuchse, welches nicht des Almosen wegen, sondern um eine kranke Schwester zu besuchen, gekommen war, durch die Reihen lief, als eine Übertreterin ihres Gebotes angesehen, ergriffen und auf Befehl der Elisabeth ihrer schönen Haare beraubt wurde, sodaß das Mädchen anfang, bitterlich zu weinen.

Als Elisabeth ihren Irrthum gewahr wurde, sagte sie: „Nun wird sie wenigstens mit ihren verschnittenen Haaren die Tanzböden nicht besuchen.“ Sie rief sie zu sich und fragte ob sie denn noch niemals den Vorsatz gehabt hätte, ein frömmeres Leben anzufangen. Als sie darauf die Antwort erhielt, ja sie würde sich schon längst des geistlichen Kleides bedient haben, wenn nicht die Schönheit ihrer Haare sie daran verhindert hätten, da fragte Elisabeth: „Es ist mir lieber, daß du deine Haare verloren hast, als wenn mein Sohn Kaiser geworden worden wäre.“ Das Mädchen wurde von den Worten und

Geberden der heiligen Frau so ergriffen, daß sie alsbald in das Hospital eintrat und als graue Schwester ihre Tage im Dienste Gottes und der leidenden Menschheit beschloß.

An diesem Tage, an welchem Elisabeth diese reichen Almosen spendete, war noch eine Anzahl von Armen, die zu alt und zu schwach waren, um nach Hause zu gehen, in Marburg zurückgeblieben und hatte sich des Abends bei hellem Mondschein im Hofe des Hospitals gelagert. Alsbald ließ Elisabeth jedem derselben, selbst den Kindern noch sechs Kölnische Denare reichen und überdies noch Brod unter sie vertheilen. Um aber die Freude derselben noch vollkommen zu machen, befahl sie noch, in dem Hofe ein großes Feuer anzuzünden und ließ ihnen die Füße waschen und salben. Da wurde es den Armen so wohl und fröhlich um's Herz, daß sie anfangen zu singen. „Seht, sagte Elisabeth voller Freuden zu ihren Freundinnen, wie wir die Menschen fröhlich machen müssen.“ Da Elisabeth auf diese Weise durch ihre große Freigebigkeit sich selbst der nöthigsten Mittel zu ihrer Existenz beraubte, so sah sich ihr Beichtvater am Ende genöthigt, ihr zu verbieten, daß sie dem einzelnen Armen nicht mehr gebe, als einen Denar. Sie befolgte sein Gebot, wußte es aber doch wieder auf diese Weise zu umgehen, daß sie nun ihr Geld in einzelnen Denaren vertheilte, so daß sie doch nichts übrig behielt. Als Meister Konrad sah, daß sein Verbot auf diese Weise nichts half, so durfte sie nun gar kein Geld mehr verschenken, sondern nur Brode. Nun aber verschenkte sie so viele Brode, daß auch dies Verbot ein illusorisches wurde und ihr der Beichtvater jetzt nur noch einzelne Stücke Brods zu verschenken erlaubte. Bei einer solchen Freigebigkeit ist es

nicht zu bewundern, wenn Elisabeth öfters auch mißbraucht wurde. Das geschah ihr unter andern einmal, als sie noch im Dorfe Wehrda wohnte. Hier nahm sie eine arme alte Frau, die ihrer Entbindung nahe war, in die Scheune ihres Wohnhauses auf, ließ ihr dort einen Herd zurechten, ein Feuer anmachen und versah sie mit einem gutem Bette und allem Nötigen. Als die Frau einem Knaben geboren hatte, ließ Elisabeth das Kind taufen, vertrat selbst Pauthenstelle bei demselben und sorgte auf's Beste etwa vier Wochen lang für beide, indem sie sie täglich besuchte. Zuletzt gab ihr Elisabeth noch ihren eigenen Mantel und ihre eigenen Schuhe von ihren Füßen, auch Kleider, um das Kind darein zu hüllen und zuletzt noch zwölf Denare. (Ein Denar nach jetzigem Werthe = 20 Pfg). Das undankbare Geschöpf, daß zuletzt mit ihrem Kinde in dem Hospitale wohnte, empfing noch zum Abschiede Lebensmittel, Speck und Mehl; anstatt aber sich mit ihrem Kinde zu entfernen, entwich sie heimlich in der Nacht mit ihrem Manne aus dem Spital und ließ ihr Kind böswillig zurück. Am demselben Morgen früh vor Sonnenaufgang erinnerte sich die gute Elisabeth ihrer Pflegbefohlenen, rief ihre Dienerin und sagte zu ihr: Ich habe noch einige Stücklein Geld in meinem Geldsäcklein zu Hause, welche der armen Frau und ihrem Kleinen zu gute kommen sollen. Gehe hin und bringe sie ihr. Die Dienerin gehorchte, fand aber nur noch das Kind im Hospitale, das Weib aber war entflohen. Entrüstet über die Flucht des Weibes erzählte die Dienerin ihrer Herrin, daß sie das Kindlein allein gefunden habe. „Eile,“ sagte Elisabeth, und bringe mir das Kleine, damit es nicht vernachlässigt werde. Elisabeth übergab nun das Kind der Frau eines Soldaten im Dorfe

Pflege, ließ aber unverzüglich die Entflohenen durch den Ortstand des Dorfes in der Umgegend suchen. Da alle Nachforschungen anfangs umsonst waren, so bat die Dienerin die hl. Elisabeth, sie möge Gott bitten, daß er ihr anzeige, wo die Mutter des Kindes sei. Elisabeth aber gab hierauf eine schöne Antwort: „Ich weiß nichts Anderes von Gott zu bitten, als daß sein Wille geschehe!“ Und siehe da, eine Stunde etwa nachher kam der Mann des entflohenen Weibes, warf sich vor Elisabeth nieder und bekannte, daß er mit seinem Weibe nicht mehr weiter gehen können und darum habe umkehren müssen. Durch ihn kam man denn auch auf die Spur der Frau und fand sie bald. Da nun die Anwesenden zu Elisabeth sagten, sie möge der Undankbaren Mantel und Schuhe wieder abnehmen lassen und sie ändern würdiger Armen geben, so antwortete sie: „Thut was euch recht erscheint!“ sie schenkte darauf den Mantel einer frommern Wittfrau im Dorfe, welche dadurch so ergriffen ward, daß sie von Stunde an sich Gott weihte und in einen religiösen Orden trat. Die Schuhe gab sie einer armen Wittwe. Darnach aber gewann bei Elisabeth doch wieder das Mitleid die Oberhand, sie schenkte ihr andere Kleider und Schuhe und ließ sie mit dem Knaben gehen. Übrigens begnügte sich Elisabeth nicht mit, den Armen und Unglücklichen, deren sie sich annahm, überliche Wohlthaten zu erweisen, sie sprach ihnen auch allezeit Trost zu, tröstete sie, und ermahnte sie zur Frömmigkeit und Gottesfurcht, ihre Kinder taufen zu lassen, und zur Beichte gehen zu lassen. Auch strengere Mittel verschmähte sie zuweilen nicht, wenn ihre Pfleglinge auf sanfte Worte nicht hören wollten, so ermahnte sie einst ein altes Bettelweib, zu beichten, da sie aber schläfrig und faul, auf ihre Worte nicht achtete so

gab sie ihr einige so derbe Rutenstreichs, daß sie sich schleunigst zur Beichte entschloß. Diese Züchtigung war jedenfalls besser an ihrem Orte, als die Streiche, welche die arme Elisabeth selbst so oft von ihrem strengen Gewissensrate empfing und die sie mit einer Geduld und Gelassenheit von ihm hinnahm, als ob sie selbige von rechtswegen verdient hätte. So gut es Meister Konrad auch mit seinem Beichtkinde meinte, so setzte er in der Überzeugung, daß dieß zu ihrer immer größeren Vollkommenheit diene, sein System der Mißhandlung der armen Frau, das er bereits auf der Wartburg angefangen hatte, in Marburg mit verstärktem Eifer fort.

Es ist jedenfalls ein Beweis von Wohlwollen von Seiten Magister Konrads gegen die heilige Elisabeth, daß er nicht zugab, daß sie sich wie sie ernstlich vorhatte, von all ihrem Besitztume lossage; daß er ihr verbot, mit allzufreigebiger Hand ihre Almosen zu vertheilen, so daß sie zuletzt selbst im buchstäblichen Sinne darben mußte; daß er es nicht litt, daß sie in allzunaher Berührung mit solchen Kranken komme, bei denen Ansteckung zu befürchten stand. Bereits ihr verstorbenen Gemahl hatte sie früher darum bitten müssen, daß sie durch die häufigen Unterbrechungen ihres Schlafes, ihre Kasteiungen und Geißelungen sich nicht selbst schade. In Marburg waren solche Abmahnungen um so mehr an ihrem Plage, da aus den Aussagen ihrer Dienerinnen zur Genüge hervorgeht, daß ihre Gesundheit durch ihre ganze Lebensweise erschüttert war. Allein offenbar ging Magister Konrad über das Maß des Wohlwollens weit hinaus, das er dieser treuen Dienerin Gottes sollte, wenn er sie bei jeder Gelegenheit in's Angesicht schlug und mit den derbsten Geißelhieben züchtigte. Es geht die weit hinaus über das Maß der Gewalt, die selbst die damalig

mit einem Beichtvater einräumte, sowie über das Maß derjenigen Selbstpeinigungen, welche man sogar damals für loblich und bitt wohlgefällig hielt. Offenbar mischte sich in die geistliche Liebe zur Pfliegbefohlenen auch ein ziemlich starkes Maß von eistlichem Hochmuth und beleidigtem Pfaffenstolze, der alsbald auf die roheste und gewaltthätigste Weise zum Ausbruch kam, dem derselbe durch wirklichen oder scheinbarem Ungehorsam gereizt wurde.

Statt mehreren nur ein Beispiel: Einst hatte Konrad der Landgräfin und der ihr in der letzten Zeit von ihm beigegebenen Irmengard, geboten, mit ihm in das mehrfach erwähnte Kloster Altenberg zu gehen. Dort baten die Klosterfrauen den Magister, er möge doch den beiden Damen erlauben, das Innere des Klosters einzutreten, das sie ihnen zeigen wollten. Es war dies allerdings für Personen beiderlei Geschlechtes bei Strafe des Bannes verboten. Konrad nun, er ihren Gehorsam auf die Probe stellen wollte, sagte in Gegenwart der Elisabeth zu den Frauen: „Sie mag eintreten, wenn Sie will.“ Elisabeth nun die dies für die gegebene Erlaubnis hielt, trat nun ein, Irmengard aber, die nur die Thüre geöffnet hatte, stand noch draußen. Darüber erbot sich nun der Magister dermaßen, daß er alsbald Beiden befahl, sich auf die Erde zu legen und sie nun durch den Bruder Berhard mit einem langen Stöcke dergestalt schlagen ließ, daß Irmengard, wie sie selbst versicherte, noch drei Wochen lang die Spuren der empfangenen Schläge auf dem Leibe trug; Elisabeth aber sie noch länger an sich getragen haben muß, weil sie härter geschlagen worden war. Während dieser schaulichen Prügelszene sang Meister Konrad gemüthlich das Miserere!

Elisabeth ertrug dies alles mit einer wahrhaft himmlischen Geduld. „Man muß dies alles gerne tragen,“ sagte sie damals zur Irmengard, „denn wir sind wie Schilfrohr, das im Wasser wächst. Wenn das Wasser darüber streicht, so neigt sich das Rohr und wird niedergedrückt, aber nicht verletzt. Ist das Wasser wieder weg, so richtet sich das Schilf wieder auf und wächst nur um so gedeihlicher und fröhlicher. So müssen auch wir uns beugen und demütigen, um dann fröhlicher wieder aufgerichtet zu werden.“ Ein andermal sagte sie eben in Beziehung auf ihrem Beichtvater und seine strenge Zucht, „Wenn ich einen sterblichen Menschen also fürchte, wie viel mehr müssen wir den allmächtigen Gott fürchten, der da ist ein Herr und Richter über Alle!“

Weniger hoch dürfen wir es Meister Konrad anrechnen wenn er zuletzt auch die treuen Freundinnen Jutha und Eitentrud von der hl. Elisabeth entfernte. Sie selbst wollten eben in jeder Beziehung in der Abtötung ihres Fleisches zur Vollkommenheit gelangen. Als ein letzteres Hindernis dieses Strebens mußte ihm die Gegenwart derjenigen Personen erscheinen, die sich noch an ihre frühere irdische Herrlichkeit erinnern konnten. Deshalb mußten von ihr scheiden Jutha die geliebten Gefährtinnen ihrer kindlichen Freuden auf der Wartburg, und Eitentrud, die Vertraute ihres Herzens, von der sie niemals einen Gedanken ihrer Seele verborgen gehalten hatte. Beide waren einst Zeugen ihres Glückes gewesen, als Landgraf Ludwig der Heilige, „ihr Gemahl,“ noch lebte, und waren ihr gefolgt nach Eisenach in's Glend, als sie die Wartburg, den Schauplatz ihrer Liebe und ihrer Schmerzen, als Vertriebene und Verbannte hatte verlassen müssen; —

waren ihr gefolgt nach Bamberg und Botenstein in die Fremde; sie waren ihr zur Seite, als sie die Gebeine ihres Gemahls zu Bamberg sah, als man sie in Reinhardtsbrunn einsetzte in die stille Gruft. Auch da hatten sie die Gebieterin nicht verlassen, als sie, der Welt abzusterben, nach dem stillen Marburg zog; sie hatten mit ihr das Gelübde der Keuschheit abgelegt und mit ihr das Gewand der grauen Schwestern angelegt. Und nun mußten sie fort. An ihrer Stelle setzte der Gewissensrath als Dienerin eine Religiöse, mit Namen Elisabeth, häßlich, roh und ungebildet, damit die Landgräfin von ihr noch Demuth lerne und als Gesellschafterin diese Irmengard, eine ältliche, taube und unverträgliche Wittwe, damit sie sich in der Geduld übe! Es war unstreitig das Schwerste, was Elisabeth seitdem sie Wittwe geworden zu tragen gehabt. Indessen, wie gesagt, wir dürfen dies Meister Konrad hier nicht anrechnen. Es kommt diese Handlungsweise nicht aus seinem Charakter, es war hier keine persönliche Gereiztheit im Spiele. Er that nur, was sein System verlangte. Er tödete nach seiner Überzeugung, ihr Fleisch ab, um ihren Geist immer vollkommener zu machen, er demüthigte sie so tief, daß sie um so höher erhoben werde. Es war die schwerste Bußübung, und darum das verdienstlichste Werk, daß sie hier im Leben vollbringen konnte. Deshalb durfte er es ihr nicht erlassen. Und sie vollbrachte es! Mit schwerem Herzen und unter heißen Thränen ließ sie ihre treuen Freundinnen von sich und nahm ihre neuen Hausbewohnerinnen bei sich auf. Die Behandlungsweise, welche Elisabeth von diesen beiden Frauen zu erdulden hatte, war eine durchaus rücksichtslose und rauhe. Nicht allein, daß sie selbst sie roh behandelten, so verriethen sie es immer

ihren strengen Beichtvater, wenn sie einmal gegen seinen Befehl, einem Armen etwas gegeben, oder eines Kranken sich angenommen hatte, und so hatte sie denn hinwiederum durch diesen hierauf die härtesten Mißhandlungen zu erdulden. Sie wurde überhaupt vom Magister von jetzt an immer strenger gehalten. Ohne seine ausdrückliche Erlaubniß durfte sie ihren alten Freundinnen, die öfter sie zu besuchen kamen nichts zu essen vorsetzen, ja nicht einmal mit ihnen reden. Sie aber ertrug dies Alles in ihrer gewöhnlichen Sanftmuth und Geduld. Auch ihre neuen Gesellschafterinnen behandelte sie mit der größten Freundlichkeit und verlangte selbst von ihnen, daß sie sie mit: Du! anredeten. Ebenso verlangte sie, daß sie mit ihr aus derselben Schüssel essen sollten. Als sie Irmengard dessen weigerte und sagte, daß es sich für sie nicht ziemte, an Elisabethens Seite zu sitzen, so sagte sie ihr, daß sie selbst auf ihrem Schooße sitzen müsse und nahm sie nun auch wirklich auf ihren Schooß.

Während des ersten Jahres ihres Aufenthalts in Marburg kam einst, im Auftrag ihres Vaters, des Königs Andreas ein ungarischer Graf Paniaz zu ihr nach Marburg. Ihr Vater hatte in Ungarn davon gehört, daß sie in der größten Armuth und im Elende lebe und sandte deshalb den genannten Grafen zu ihr, um sie einzuladen, an ihres Vaters Hof zurückzukehren. Der Graf trat mit großem Gefolge bei ihr ein, als sie eben am Roden saß und Wolle spann. Von Staunen und Bewunderung ergriffen blieb er stehen, bekränzte sich und sprach: Nie hat man so jemals eine Königstochter spinnen sehen! Sie aber ließ sich auf keine Weise überreden, ihre Armuth zu verlassen und nach Ungarn zu gehen.

Land war ihr lieb geworden, sie konnte sich nicht entschließen, es aufzugeben. Noch immer war sie indessen der Gegenstand des Hohnes und Spottes für viele Menschen, denen ihre Art der Frömmigkeit widerstand. Es wird sogar erzählt, daß man sich erdreistete, ihr einen sündlichen Umgang mit ihrem Beichtvater Konrad anzudichten. Das Gerücht hierüber kam auch dem treuen Schenken Rudolf von Bargila in Thüringen zu Ohren, der sich darüber grämte, daß er endlich beschloß, sie selbst deshalb aufzusuchen und zu befragen. Sie aber soll diesem bei dieser Gelegenheit ihren von Rutenstreichen mit blutigen Striemen bedeckten Rücken gezeigt und gesagt haben: Seht da die Liebe, die der heilige Mann Gottes zu mir trägt, und wie er mich dadurch zu Gott hinziehen will! Papst Gregor IX., der längst auf ihre Frömmigkeit und ihren Gott geweihten Wandel aufmerksam geworden war, sandte ihr oftmals theilehmende tröstliche Briefe, worin er sie aufmunterte, auf dem betretenen Wege der Selbstverleugnung fortzufahren, Alles hinzugeben, um Christum zu gewinnen. Auch ward sie zuletzt mehr und mehr der Gegenstand der Verwunderung und Ehrfurcht für alle fromme Seelen. Sie ward nun nicht mehr bloß von solchen aufgesucht, die Almosen haben wollten: Auch viele andere Menschen kamen zu ihr, welche frommen Rath und Trost und geistliche Stärkung suchten. Sie aber benutzte alle diese Gelegenheiten, um dem Himmel Seelen zu gewinnen.

So kam einst eine adelige Dame mit Namen Gertrud von Verabach oder von Leynbach zu ihr, in deren Gefolge sie einen hoffärtigen, eitel aufgeputzten Jüngling bemerkte. Elisabeth rief ihn zu sich und sagte ihm: Man sieht dir an,

daß du dich der Lust dieser Welt ergeben hast, warum dienst du nicht deinem Schöpfer? O meine Frau, antwortete der Jüngling, betreten durch die Anrede der hl. Frau, bittet Gott für mich, daß er mir seine Gnade gebe, ihm zu dienen. Elisabeth versprach es unter der Bedingung, daß er mit ihr beten wolle. Als bald fiel sie nieder auf ihre Kniee, der Jüngling neben ihr und fing an innig und ernstlich für seine Seele zu beten. Er ward aber von ihrem Gebete solchermaßen ergriffen, daß er endlich mit lauter Stimme rief: O liebe Frau höret auf, mit eurem Gebete, ich werde von einer unaussprechlichen Hitze verzehrt! Und als bald rann ihm der Angstschweiß von seinem ganzen Körper, er senkte Haupt und Arme und war einer Ohnmacht nahe. Endlich rief er: Um Gottes Willen, hört auf, ich werde vom innern Feuer verzehrt! Ihre Begleiterin mußten ihn halten und fanden ihn ganz und gar vom Schweiß durchnäßt. Erst als Elisabeth endlich von ihrem Gebete aufstand, da ward es ihm besser. Dieser Auftritt machte aber einen solchen Eindruck auf seine Seele, daß er in den Franziskanerorden trat. Ähnliches soll, nach der Aussage ihrer Diener in Elisabeth sich auch mit Andern wiederholt haben. Sie selbst fühlte sich in all ihrem freiwilligem Elende glücklich und froh. Alle irdische Liebe war ihr jetzt in die Liebe zum himmlischen Bräutigam aufgegangen. Sie dankte Gott daß er ihr Gebet erhört und sie nun allen irdischen Besitz den sie einst geliebet habe, für nichts achte. Selbst ihre Kinder, an denen sie einst mit so großer Innigkeit gehängt hatte, liebte sie nun nicht mehr, als andere Menschen. ihr Sohn Hermann, und wahrscheinlich auch ihre ältere Tochter Sophie, wurden auf dem Schlosse Kreuzburg erzogen, und

ihr jüngstes Kind, Gertrud, übergab sie von Marburg aus den Nonnen zu Altenberg. Ich habe sie Gott übergeben, so sagte sie, er thue mit ihnen wie es ihn wohlgefällt. Sie fand ihr Glück und ihre Bestimmung in der selbstgewählten Schmach und Verachtung. Ich liebe nichts mehr außer Gott, das war der leitende Gedanke ihres Lebens. Sie war in dieser Liebe zum Herren so stark geworden, daß sie selbst manche Vorurteile ihrer Kirche nicht theilte. So besuchte sie einst ein von Bettelmönchen bewohntes Kloster und als ihr hier die Mönche, 24 an der Zahl, ihre Kirche zeigten und sie hier auf ihre schönen, mit Gold ausgeschmückten Bilder aufmerksam machten, sagte sie zu ihnen: Ihr hättet doch eigentlich besser gethan, diese Ausgabe für eure Nahrung und Kleidung, als auf diese Wände zu verwenden; Den Gegenstand dieser Bilder müßt ihr im Herzen tragen. Ein andermal erzählte ihr jemand von einem schönen Kirchengemälde und munterte sie auf, es doch auch zu sehen. Sie aber erwiederte: Ich bedarf eines solchen Bildes nicht, weil ich es in meinem Herzen trage. Überhaupt finden wir sie von Marburg nun öfter auch auf kleinen Reisen, die sie machte, nach Eisenach, nach Altenberg bei Weßlar, nach Wetter zu der Abtissin des dortigen Klosters, die ihre besondere Freundin war, und in andere Gotteshäuser in größerer oder weiterer Ferne. Auch fing jetzt bereits gegen das Ende ihres Lebens, der Haß und die Verachtung der Welt, die sie bisher so oft und so vielfach hatte zu tragen gehabt, immer mehr in der tiefen Bewunderung und Ehrfurcht Platz zu machen an. Wir sehen, wie noch bei ihren Lebzeiten sie nicht bloß von Armen und Kranken besucht ward, die bei ihr Trost und Linderung suchten, sondern wie auch edele und vornehme

Frauen und Männer sie in Marburg aussuchten, um die Frau zu sehen und zu sprechen, die so vieles, die alles geopfert hatte und freiwillig die tiefste Schmach und Erniedrigung wählte, um ihrem Herrn und Heilande nachzufolgen, ohne Zweifel auch, um geistlichen Rath und Trost von ihr zu erbitten. Man sieht eben daraus, wie eine ernste und aufrichtige Frömmigkeit, wenn auch Anfangs verachtet, geschmäht und verfolgt, zuletzt doch immer von der Welt anerkannt und geachtet wird. Sie mußte es in der Abtötung ihres Fleisches zum Stumpfsinn gebracht haben, wenn solche Zeichen der Theilnahme und Anerkennung ihr keinen Trost gebracht haben sollten. Daß sie übrigens in ihrem Glende und in ihrem Leben mit und für die Glenden unter den Menschen eine gewisse Selbstbefriedigung, eine Art von Wonne empfand, ist mehrfach aus der Erzählung ihrer letzten Lebensjahre zu erkennen. Unser Leben, so sagte sie einst, ist das allerverachtetste, aber wenn ich noch ein verachteteres wüßte, ich würde es wählen. Ein andermal, als sie einige Kranke gebadet und angekleidet hatte, sagte ihre Dienerin: O wie wohl ist uns, wenn wir so den Herren selbst baden und seine Blöße decken können. Diese aber, die noch nicht so stark war, als ihre Herrin, erwiderte ihr: Euch ist es wohl dabei, ob aber auch den Andern, das weiß ich nicht. Ja, sie wurde krank, wenn sie durch den Befehl ihres Beichtvaters verhindert wurde, Almosen zu geben oder Kranke zu pflegen. Nahte sich ihr dann ganz besonders Unglückliche, namentlich solche, die von dem Auszuge oder mit andern Abjehen erregenden Krankheiten behaftet waren, so übertrat sie nicht selten das Gebot des strengen Magisters und setzte sich lieber den härtesten Züchtigungen

desselben aus, als daß sie das unterlassen hätte, wozu sie ihre einzige Leidenschaft trieb. Das menschliche Elend hatte unterdessen einen so unwiderstehlichen Reiz für sie gewonnen, daß sie in ihrem eigenen Schmerze und in der Linderung fremder Schmerzen, namentlich da wo dies den Abscheu des natürlichen Menschen erregen mußte, ihre höchste Wonne fand. Könnte man ihr irgend einen gegründeten Vorwurf machen, so wäre es eben diese Lust, an schmerzlicher Wonne und an wonniglichem Schmerze, worin sie eine gewisse Selbstbefriedigung fand, die immerhin eine Art von, wenn auch noch so feiner und verborgener Selbstsucht bleibt. Die große Bedeutung der hl. Elisabeth für die Geschichte der Menschheit und des Reiches Gottes besteht nun darin, daß die eine große Idee der Liebe vollständig und ohne irgend eine menschliche Rücksicht beherrschte. Sie gab, rückhaltlos und im buchstäblichen Sinne, Alles hin, um Eins, um Christum zu gewinnen. Dies wird sie für alle Zeiten, so lange es einen christlichen Glauben gibt, zu einem Gegenstande der Ehrfurcht und Bewunderung machen.

Wo sie geirrt hat, da gehört der Irrthum nicht ihr, sondern ihrem Zeitalter und ihrer Kirche an.

Das Hexenwesen in Hessen.

Der Hexenturm zu Lindheim 1650.

Zu den denkwürdigen Alterthümern gehört ein Turm zu Lindheim, bekannt unter den Namen Hexenturm, merkwürdig sowohl wegen seines grausenhaften Innern, als wegen seiner furchterlichen Bestimmung in den Zeiten des Aberglaubens. Dieser Turm, welcher während der Hexenperiode als Gefängniß,

und wahrscheinlich auch zur Richtstätte der als Zauberer und Hexen angeklagten diente, hat einen Durchmesser von 17 Fuß, mit $4\frac{1}{2}$ Fuß dicken Mauern, und eine Höhe, die jetzt noch 36 rheinische Fuß beträgt. 18 Fuß über der Erde ist der äußerst enge Eingang, zu welchem von Außen eine Treppe führte. Im Innern der Mauer geht eine dunkle Höhle von zwei Fuß im Quadrat in gerader Richtung vom Boden an, 15 Fuß in die Höhe. An der oberen Öffnung dieser Höhle befanden sich noch in neueren Zeiten, gegen einander über, zwei eiserne enge Handeisen, von welchen jedes an einer Kette hing, die einen halben Fuß lang und in der Wand befestigt waren. Diese Fesseln dienten entweder dazu, die Hexen und insbesondere die zum Tode Verurtheilten in eine Lage zu versetzen, in welcher sie mit den Füßen die Erde nicht berühren konnten, um sie dadurch bis zur Zeit ihrer Hinrichtung darin schwebend zu erhalten. Der Sage nach wurden die Unglücklichen bei ihrer Verbrennung an diese Eisen angeschlossen, und das Feuer vermittelt einer der Erde gleichhohen Thüre innerhalb der Mauer des Turmes angezündet. Unterstützt wird diese Sage durch das Dasein von Rauchfängen von 6 Zoll Durchmesser, die in gewundener Richtung rings um den Turm und mitten durch den Turm laufen. Etwa 4 Fuß über dem engen Eingang in den Turm, befanden sich die sogenannten Pein- oder Marterkammern, die aus drei dunklen Löchern bestehen, die alle noch mit starken Ringen, Ketten und Halseisen versehen sind. Diese Kammern dienten zum Aufbewahren der Gefangenen, oder zum Foltern der Unglücklichen. Dieser Hexenturm, welcher heute noch als Ruine dasteht, kaufte später eine Freifrau von Specht. Als nach dem Ankaufe der Schutt weggeräumt wurde, fanden sich am Fuße des Turmes

eine Menge Menschengebeine, und darunter Stücke von Schädeln, an welchen man noch Brandspuren zu bemerken glaubte. In den 30 Jahren hatte ein Freiherr von Beningen die Mauer des Turmes durchbrechen lassen, wo man in dem furchtbaren Innern noch verkohlte und angebrannte Menschenknochen, ein noch sehr gut erhaltener Dolch, mehrere altertümliche Spindeln und zwei irdene Krüge, wovon einer noch mit völlig klarem Wasser angefüllt gewesen war, aufgefunden. — Dies ist die kurze Beschreibung der Stätte, welche die gräßliche Barbarei voriger Jahrhunderte errichtete, und wo man die Körper der Unglücklichen erbarmungslos unter fürchterlichen Qualen zerstörte. — Nun zu den Unglücklichen selbst. —

Um die Mitte des 17. Jahrhunderts, ungefähr von 1650—1653, war in Lindheim ein fürchterlicher Hexenprozeß im Gange gewesen; in welchen nach und nach das ganze Dorf verwickelt wurde, welcher Mißtrauen, Furcht, Verzweiflung zur Folge hatte, und mehreren Männern und Weibern, die nach der Sage in der bereits bemerkten Höhle verbrannt wurden, das Leben kostete. Im Jahre 1661 entstand ein neuer Hexenprozeß, in welchem die schreckensvollen Scenen erneuert wurden, und den ganzen Ort in Trauer versetzten. — Um diese Zeit stand die freie Reichsburg Lindheim unter der gauerbschaftlichen Regierung eines Hermann von Dynhausen, Landdrosten in Braunschweig=Lüneburgischen Diensten, eines Hartmann von Rosenbach, Domdechanten zu Würzburg und und einiger anderen adeligen Familien. Der von Dynhausen'sche Oberschultheiß und Justizbeamte Geiß, ein fanatischer und geldsüchtiger Mann, ein roher Soldat, brachte bei seinem Herrn den Hexenprozeß wieder in Anregung, weil man nicht

eher ruhen dürfte, bis das verfluchte Hexengefchmeiß zur Ehre des dreifaltigen Gottes zu Lindheim und aller Orten insgesammt vom Erdboden vertilgt sei. — Die Ganerben gaben zur Erneuerung des Hexenprozesses ihre Einwilligung; und Geiß wurde in Verbindung mehrerer Bürger, die er sich selbst zu Blutschöffen erwählt, als Untersuchungsrichter ernannt. Niemand war nun einen Tag sicher, daß nicht sein Name aus Bosheit oder auf der Folter aus Verzweiflung genannt würde, und dann in Untersuchung zu gerathen und den Feuertod zu erleiden. Bald waren eine Menge Personen eingezogen, die Bündnisse mit den Teufeln haben sollten und in die Höhlen und Marterkammern des Hexenturmes geworfen. Die Gefangenen wurden ohne die geringste Vertheidigung durch den Scharfrichter und Schindersknecht auf die Folter gespannt, ihnen Hölzer in den Mund gelegt, an Leitern gebunden und darauf an allen Gliedern so gemartert, bis sie das, was Geiß und der Scharfrichter ihnen vorjagten, der fürchterlichen Schmerzen wegen bejahten, und so als Hexen und Zauberer den Feuertod sterben mußten. — Der Amme zu Lindheim wurde durch grausames Foltern das Geständnis erpreßt, daß Kind, das die Ehefrau des von Rosenbachischen Müllers Schüler vor einem Jahr und etlichen Tagen tot geboren, umgebracht zu haben, obgleich die Müllerin darüber vernommen, keinen Menschen die Schuld gab. Auf das Bekenntnis der Amme wurden 6 Personen eingezogen, die gemartert bekennen mußten: sie hätten das Kind ausgegraben, solches verhauen und in einem Topf gekocht und daraus eine Hexensalbe bereitet. Obgleich das Kind im Beisein des Vaters, des Geistlichen, des Müllers Gevatter und von Rosenbachischen Verwalters

August Huber, und zweier Blutschöffen, nämlich Konrad Euler und Andreas Krieger, ausgegraben und unverlezt gefunden wurde, so wurde dem Müller Schüler bei schwerer Strafe angedeutet, nichts davon zu sagen, daß man das Kind, woraus eine Hexensalbe gekocht worden sein sollte, unverfehrt im Grabe gefunden habe, bis die sechs eingetürmten Hexen, weil sie es in der Tortur doch einmal selbst gestanden hätten, erst verbrannt wären. Das letzte geschah auch. Nachher wurde die alte Becker Margereth eingezogen, zu welcher der Blutschöffe Andreas Krieger ins Gefängniß ging, und ihr zuredete, sie solle sich nur freiwillig dazu bekennen, so sollte sie kein Meister noch Schindersknecht angreifen, sondern sie alsobald aufs Rathhaus geführt und, wenn sie hingethan, neben dem Kirchhof begraben werden, worauf sie — so schrecklich waren die Menschen in Folge des Hexenprozesses verwildert — noch 14 Personen mehr als die andern, mit dem Zusaze angab: Sie möchten es aber auch erfahren, wie das Hinthun und Brennen schmecke. Es wurde nun die Schülersche Ehefrau, eine Frau für die damalige Zeit von vieler Bildung, weil sie mit dem grausamen Laster der Hexerei behaftet und auf sie befund wäre, eingezogen. Während Schüler nach Würzburg eilte, um bei dem Domdechanten von Rosenbach zu klagen, wurde seine Ehefrau so schrecklich gefoltert, daß sie bald unterlag, und Alles bejahen und bekennen mußte. Schüler selbst wurde nach seiner Rückkehr in Ketten und Bänden gelegt, weil er auch ein Zauberer wäre, und seine eigene Ehefrau auf ihn bekannt hätte, und wurde den fünften Tag so unmenschlich mit ganz neuen und unbekanntem Instrumenten gefoltert und gepeinigt, daß auch er, der starke Mann, unterlag. — Er wiederrief und

unterlag abermals. Er wiederrief von Neuem, und würde wieder unterlegen haben wenn er unterdessen bei einem Aufstand, der durch seine Gefangennehmung, da er ein allgemein geschätzter Mann war, veranlaßt wurde, durch Hilfe seiner Freunde nicht Mittel gefunden hätte, zu entfliehen. Während seiner Abwesenheit wurde sein armes Weib den 23. Februar 1664, entweder im Heyenturm selbst, oder unter dessen Mauern, unbarmherzig verbrannt. Nach der Hinrichtung der Müllerin, entflohen mit Hilfe einiger mutvoller Männer zwei Weiber, die eben verbrannt werden sollten, mit welchen sich, nach der Volkssage, 8—10 andere Weiber vereinigten, und unter den lautesten Ausbrüchen der Verzweiflung, nach Speier liefen, und die Stadt mit ihrem Jammergeschrei erfüllten. Da unterdessen Schüler seine Sache eifrig betrieb, da die ganze Gemeinde, sowohl bei den Ganerben, als auch am Reichskammergericht zu Speier laut klagte gegen das unerhörte Verfahren eines Barbaren, dem nichts billig sei, der aus bloßer Wildheit Schuldige und Unschuldige eintürmen, foltern, erwürgen und verbrennen lasse, Eigenthum, Ehre, persönliche Sicherheit und Leben jeden Augenblick bedroht sei, da die Verhaftungen und Hinrichtungen kein Ende nahmen, endlich gewaltsame Bewegungen im Orte entstanden, da das Reichskammergericht dem Blutgericht Einhalt gebot, da die Juristenfacultät zu Gießen den Ganerben Mäßigung und größere Vorsicht bei den Untersuchungen befahl, da Matthias Horn, einem der Blutschöffen, der seine Frau zur Folter schleppen wollte, einen Arm entzwei schlug, der Scharfrichter und der Gerichtsdiener sich eiligst durch die Flucht retten mußten, um bei einem Aufstande dem Tode zu entgehen, da Andreas

Krieger, der verhaßte unter den Blutschöffen, kaum in seinem Hause noch Sicherheit fand — da endlich kam der fürchterliche Geiß ins Gedränge und mit ihm der an Verstand sehr beschränkte Herr von Dynhausen, da entließ er endlich, 1666 seinen Diener der Gerechtigkeit, den er nicht länger mehr schützen konnte, in Gnaden. — Bald darauf, als Geiß eine Viertelstunde vom Ort mit seinem Pferde über einem breiten Graben, jetzt noch den Teufelsgraben, genannt, setzen wollte, da stürzte der Hölle Richter den Hals ab. So endigte dieser fürchterliche Mensch, der von 1661—1664 bei 30 Menschen hatte hinrichten lassen der so viele Thränen der Wehmuth, des Kummer und der Angst fließen machte, der der herzzerreißendsten Scenen so viele herbeiführte, die Menschen tausendfach tötete. — So endigte der furchtbare Mensch, der einst vor dem Richterstuhl des Ewigen Rechenschaft ablegen muß! —

Die Hexe Else Schmidt, genannt die Schulelse zu Burkhardsfelden im Busacker-Thale vor Gericht 1672.

Im Jahre 1672 wurde die Else Schmidt, genannt die Schul-Else, zu Burkhardsfelden im Busacker-Thale, vor Gericht gestellt.

Dem Anlagelibell des Fiscals zufolge hatte sie Mäuse gezaubert, einen Knaben zur Hexerei verführt und in Gegenwart des Teufels umgetauft Hexentänze besucht, einen Mann durch Branntwein und seine Frau durch Sauerkraut zu Tode beheyet, ein Mädchen bezaubert, daß ihm die Haare ausfielen, auch Heilungen durch Lorbeerabsud bewirkt, woraus der Schluß folgte, daß die behandelten Krankheiten zuvor auch durch ihre Zauberei erzeugt waren. Mehrere Hexen hatten auf die Schul-

Else ausgefragt, und seit dem letzten Prozesse haftete übler Ruf auf ihr. Da die Angeklagte leugnete, so wurde ein Zeugenverhör angesetzt. In der Wiederlegung des Vertheidigers wurden sowohl die Vermuthungsgründe, als die Qualification der Zeugen mit löblicher Klarheit bekämpft. — Dennoch verwarf die Juristenfacultät zu Gießen die Einwendung des Vertheidigers als unerheblich und erkannte auf die Folter. Die Angeklagte überstand eine zweistündige Marter, ohne das Mindeste zu bekennen. Hierauf aber erschien ein Beamter mit 49 Additionalartikeln, die im Wesentlichen auf Folgendes hinausliefen: Die Schul-Else habe einst einer Frau mit einem Werke Zauberei beigebracht, wodurch deren Knie sie aufgeschwollen, daß der Pfarrer auf öffentlicher Kanzel über solche Übelthat gepredigt; die Thäterin habe dann einen Aufschlag von Tabak und Bienenhonig auf die kranke Stelle gelegt, worauf sich die Geschwulst geöffnet und ein und ein halb Maß Materie und fünf Arten von Ungeziefer, nämlich haarigte Raupen, Maueresel, Engerlinge, Sommervögel und Schweißfliegen, von sich gegeben habe. Auch wird hervorgehoben, daß bei der neulichen Tortur (Folter) keine Thräne zu bemerken gewesen, daß aber der Scharfrichter an der rechten Seite der Angeklagten ein Stigma, (das Brandmal), entdeckt und beim Hineinstecken unempfindlich befunden habe. — In der abermaligen Zeugenvernehmung bestätigte die angeblich Bezauberten und Geheilten Alles, auch den Punkt von dem Ungeziefer; der Vertheidiger verwarf sie als Zeugin in eigener Sache und Todseindin; (Lügen) die Angeklagte stellte die neuen Anschuldigungen gleich den früheren in Abrede. In einer sehr leidenschaftlich gehaltenen Schrift begehrte jetzt der Beamte eine schärfere Tortur (Folter); a

nannte die Beklagte einen Höllebrand, einen Teufelsbraten, der hundertmal den Scheiterhaufen verdient habe. Von der Juristenfacultät erging unterdessen, wie der Verteidiger behauptet, ein loßsprechendes Urtheil, von dessen Existenz der Beamte jedoch nichts zu wissen vorgab und von welchem auch das Gerichtsprotocoll nichts erwähnt. Gewiß ist es, daß man vorerst zur zweiten Folter nicht schritt, sondern am 6. Mai 1674, also nach anderthalbjähriger Gefangenschaft des Weibes, die Nadelprobe vornahm. Ein von zwei Gerichtschöffen unterschriebenes Protocoll bezeugt, daß man unter der rechten Schulter des Stigma (Brandmal) entdeckt, mit zwei Nadeln durchbohrt und ohne Blut und Empfindung gefunden habe. Hierauf sandte man die Acten an die Mainzer Juristen, welche unterm 5. Juni 1674 ein Urtheil abgaben, aus dem wir folgende Punkte ausheben:

Wir Senior und übrigen Professoren zc. befinden die Acten nicht also beschaffen, daß mit der vom Herrn Beamten begehrten zweiten, und zwar völligen Tortur (Folter) gegen die peinlich Beklagte procedirt werden könne; und hätte ihrer auch mit der ersten harten Folter verschonet und dero Verteidigung keineswegs hätte verworfen werden sollen. Und ist es auch unrecht, daß die löbliche Juristenfacultät zu Gießen die Beklagte Elisabeth zu der ersten Folter condemnirt habe. Und ist daran unrecht geschehen, daß dieses arme, alte Weib, nach Ausweis des Protocolls, zwei ganze Stunden lang mit den Beinschrauben und an der Folter so überaus hart gepeinigt worden. Noch unrechter ist darin geschehen, daß die Elisabeth nach ausgestandener solcher erschrecklichen Folter absolvirt (freigesprochen) worden seie, nach eine Zauberin zu

nennen oder mit verbrennen zu bedrohen zc. zc. Die Elisabeth soll sofort freigegeben werden und soll sie niemand mehr beschimpfen noch darauf ansehen. Auch soll man sie glimpflich behandeln und dahin zu bewegen suchen, daß sie den Ort ihrer jetzigen Wohnung verändern und sich anders wohin begeben thäte.

Hält man dieses Urtheil gegen diejenigen, welche gleichzeitig und später in ähnlichen Sachlagen von andern katholischen Juristenfacultäten und selbst von den protestantischen zu Straßburg, Tübingen, Gießen u. a. zu ergehen pflegten, so muß den Mainzer Juristen die Ehre bleiben, daß sie unter die ersten gehören, welche auf die Bahn der Humanität einzulenken mußten. Das war die gute, alte Zeit, wo noch so recht die Dummheit, Unwissenheit, Rohheit und Aberglaube in ihrer schrecklichen Barbarei und Verwilderung das Vaterland heimgesucht hat.

Rückzug der Hessen aus Rußland im Jahre 1812.

Schilderung meiner Gefangenschaft in Rußland vom Jahre 1812—1814 von Friedrich Pepler, Kapitän erster Klasse im Großherzoglich Hessischen Linien=Infanterie=Regiment, Ritter erster Klasse des Großherzoglich Hessischen Ludwig=Ordens in Worms.

Ich befand mich, so erzählt derselbe, als Lieutenant im Großherzoglich Hessischen Leibregimente, jetzigen dritten Linien=Infanterie=Regimente, als dasselbe einen Teil des Contingents zu bilden bestimmt wurde, den das Großherzogthum Hessen als Teil des Rheinbundes zu der

großen Armees stellte, die den Feldzug gegen Rußland vornahm. Das Contingent stand unter der unmittelbaren Führung Seiner Hoheit des Prinzen Emil von Hessen. Ich war damals 21 Jahre alt, unverheirathet, meinem Stande mit jugendlichem Enthusiasmus ergeben, der noch jetzt im reifen Alter nicht in mir erloschen ist. Im Lager bei Sombinnen eröffnete sich meine kleine militärische Laufbahn in Beziehung auf diesen Feldzug. Mir ward nämlich ein Commando von 50 Mann übertragen, mit welchem ich den Transport von 200 mit Mehl beladenen Wagen escortirte, die ich in Düna- burg, wo der König von Neapel damals sein Hauptquartier hatte, abließerte. Ich marschirte von dort mit meinem Detachement nach Wilna, wo dasselbe dem I. Bataillon meines Regiments einverleibt ward. Eine 14tägige Krankheit hielt mich hier zurück, währenddem hatte das I. Bataillon Wilna verlassen. Ich benutzte die ersten Augenblicke meiner Genesung, mich mit dem zweiten Bataillon, zu dem ich eigentlich gehörte, zu vereinigen, schaffte mir einen kleinen Wagen mit einem Pferde- m, kutschirte selbst und traf, nachdem ich einige Stationen von Moskau mein Pferd verloren hatte, ohne sonstigen Zu- all glücklich bei meinem Bataillon ein, welches in einem eine Berste von Moskau gelegenen Dorfe, Filee, gelagert war. Berst, eine russ. Meile, deren sechs eine deutsche). Die große Armees hatte in der Zwischenzeit ihren Einzug in Moskau bereits gehalten. Die Nähe, in der ich mich bei dieser Stadt befand, veranlaßte mich zu mehrmaligem Besuche derselben; über leider traf mein Blick nur auf Leichen und Trümmer. Nach dreitägigem Aufenthalte in Filee ward mir ein zweiter Auftrag von schwierigerer Art. Ich wurde nämlich beordert, in

der Gegend von Moskau sämmtliche Wind- und Handmühlen bei den dortigen Landleuten, die, wie beinahe in ganz Rußland, ihre eigenen Müller und Bäcker sind, in Beschlag zu nehmen; die Früchte, die mir von Moskau zugeführt wurden, in Mehl und Brod verarbeiten zu lassen und solches dann den Truppen abzuliefern. Die Schwierigkeit der Aufgabe lag in dem Umstande, daß ich, wie jeder denken kann, weder zu mahlen noch zu backen verstand und überdem während dieser friedlichen Beschäftigung den Überfall von Kosaken befürchten mußte, die sich in einzelnen Schwärmen in der Ferne, bald aber auch in der Nähe blicken ließen, und welchen ich nichts als 15 Mann entgegensetzen konnte, woraus mein ganzes Detachement bestand. In dieser Verlegenheit kam es besonders darauf an, die Einwohner jener Gegend nicht durch Gewaltthätigkeit aufzureizen; denn abgesehen davon, daß wir ohne ihre Hülfe weder Mehl noch Brod hätten produciren können, so wäre von ihrem Haß jeden Augenblick ein Verrath an den nahen Feind zu befürchten gewesen. Unter diesen mißlichen Umständen lag es in der Natur der Sache, meinem kleinen Commando die schonendste Behandlung der Einwohner zu Pflicht zu machen, wodurch es bald gelang, ihr Vertrauen und selbst ihre Anhänglichkeit in dem Grade zu gewinnen, daß sie uns während unseres dortigen Aufenthalts den wesentlichsten Vorschub in Umwandlung der Früchte in Mehl und Brod leisteten, und wir uns in der Mitte dieser wirklich gutartigen Menschen so sicher befanden, als wir es nur in befreundetem Lande hätten erwarten können. Indessen bedurfte es doch zur Förderung der Sache meiner ganzen Thätigkeit und nur durch den Anteil, den ich persönlich an den Arbeiten

ahm, indem ich selbst fortdauernd mahlen und backen half, die Kunst, die ich mir leicht aneignete, gelang es mir, ansehnliche Quantitäten Mehl und Brod abzuliefern. Vierzehn Tage war ich auf diese Weise beschäftigt, als den 15. October 1812 eine Ordonnanz mir den Befehl zum schnellsten Aufbruch und zur Vereinigung mit dem Hauptcorps brachte. Ich nahm daher von den Russen Abschied, brach mit den vorbandenen Mehl- und Brodvorräthen auf und erreichte in wenigen Stunden mein Bataillon, welches ich bereits in größter Bewegung antraf und im Begriff, den Rückmarsch anzutreten. Die Umstände waren schon damals, wie jeder leicht denken kann, eben nicht geeignet, ferneres Vertrauen auf das Glück der großen Armee einzulösen. Die Besorgnisse für die Zukunft, besonders für den Lebensunterhalt während des bevorstehenden langen Rückzuges, wurden in Vielen rege, die Gelegenheit hatten, den sorglosen Leichtsin zu erkennen, mit dem unbegreiflicher Weise dieser Gegenstand bei der verunflückten Armee fast allgemein behandelt wurde. So war es natürlich, daß Einzelne anfangen Sicherheits-Maßregeln für ihren speciellen Bedarf zu nehmen, und daß auch ich Vorkehrungen traf, die auf meine Bedürfnisse berechnet waren. Einen Sack mit Brod, den ich auf einen Wagen geladen hatte, hielt ich hierzu für hinlänglich, und in der Meinung, ich hierdurch auf dem größten Teil des Weges vor Hunger geschützt zu sehen, trat ich getrost mit meinem Regiment den abhängnißvollen Rückzug an. Allein wie sehr sah ich mich täuscht, als ich am Abend des ersten Tages, an dem wir den Rückmarsch angetreten hatten, das Vivouak bezog und mich eines ganzen Brodvorraths beraubt sah, was mir umsomehr

auffiel, da, wie es mir schien, der Mangel noch bei weitem den Grad nicht erreicht hatte, der eine solche Entwendung hätten erwarten lassen, indem ich sonst wohl andere Mittel zur Sicherung meines kleinen Vorraths zu ergreifen gewußt hätte. Indessen zehrten sich die Lebensmittel, mit welchen es einzelnen gelungen war, sich zu versehen, während einem mehrtägigen Marsche allmählich auf, und bereits ehe wir Niakma erreichten, stiegen sie zu solchen hohen Preisen, daß ich nach einigen, bei spärlicher Nahrung zugebrachten Tagen, es für ein Glück hielt, ein Brod von drei Pfund für vier Kronenthaler oder 10 Gulden 48 Kreuzer einzukaufen, welches ich an einer um den Hals geschlungenen Schnur trug. In diesem Aufzuge marschirte ich mit meiner Compagnie; der Anblick des Brodes erregte die in solcher Lage sehr natürliche Begehrlichkeit, und so kam es, daß ein gewisser Herr mich bat, ihm die Hälfte des Brodes gegen Bezahlung abzutreten. Als ich ihm aber den Preis nannte, um den ich es selbst gekauft hatte, war ihm dieser zu hoch, indem er bemerkte, daß Brod werde wohlfeiler. Einestheils empört über dies Wort, in welchem mir eine Andeutung zu liegen schien, als habe er mich im Verdacht, den allgemeinen Mangel zu schändem Geldgewinn mißbrauchen zu wollen, andernteils aber auch entrüstet über den Geiz eines Mannes, der Geld im Überflusse hatte, und ein für ihn kleines Opfer scheute, seinen Hunger zu stillen, während ich meine letzte Barschaft dafür hingegeben hatte, zog ich es vor, den größten Theil des Brodes einigen meiner Mitoffiziere und einem Feldwebel zukommen zu lassen. Als wir am Abend des nämlichen Tages das Bivouak bezogen, sprach mich derselbe Herr, der jetzt weder für, noch ohne Geld seinen

Hunger gestillt bekam, um etwas Brod an; ich theilte mit ihm den kleinen Rest, der mir noch übrig war; er leerte mit mir auch noch den letzten Tropfen des in jener Lage unentbehrlichen Branntweins, den ich in meiner Tasche hatte, alles — ohne Bezahlung. Ich erwähne dieses an sich unbedeutenden Umstandes, bloß, weil er den Geiz charakterisiert, der sich unter allen Verhältnissen des Lebens im größten Überfluß, wie im schaudererregendsten Mangel gleich bleibt. Doch ich kehre zu meiner Erzählung zurück.

Der unglückswangere Rückzug, wie dies die Welt weiß, wurde mit jeder Stunde, die wir uns von Moskau entfernten, mißlicher; der Mangel wurde immer allgemeiner und fühlbarer, die Mittel, ihm abzuhelpfen, immer beschränkter. Das Fleisch gefallener Pferde, größtenteils roh, ohne Zubereitung genossen, war beinahe das Einzige, was sich zur Sättigung darbot. Frisches Pferdefleisch oder Brod konnte nur um die höchsten Preise erstanden werden. Dabei war niemand dessen sicher, was er sich oft mit Mühe, oft mit Gefahr und Geldopfer verschafft hatte. Man schonte kein Eigentum mehr, jedes Recht, jede Rücksicht, jedes Gefühl wich allmählich dem Bedürfnisse des Hungers, der alle auf das Fühlbarste marterte, und der gräßlichen Kälte, welche die Glieder bis auf das innerste Knochenmark durchdrungen hatte. Ein entsetzliches Verhängniß lag auf den bleichen Gesichtern abgebildet, die stumm und stieren Blickes, gleich wandelnden Wesen des Schattenreiches, über die endlose Eismasse daher zogen, mit zahllosen Leichen und gefallenen Pferden bedeckt.

So erreichten wir, von Elend aller Art gefoltert, Smolensk. Diesseits der Stadt nahm uns ein Biwoual auf. Hier ward

mir die letzte gesellige Freude vor meiner Gefangennehmung. Einem meiner wärmsten Freunde, dem Lieutenant Heim, hatten seine fernern Verwandten ein Fäßchen Rheinwein geschickt, welches er durch einen glücklichen Zufall durch einen Ergänzungstrupp unseres Regiments von Smolensk aus erhielt. Der gastfreie Mann, der auch im drückendsten Mangel die ihm eigne Gemüthlichkeit nicht verloren hatte, lud mehrere seiner Waffen- und Leidensgefährten zum Mitgenusse der köstlichen Gabe ein. Nur der, dem unter großen und langen Entbehrungen eine solche unerwartete Labung ward, weiß sie zu würdigen. In traulichem Kreise, auf dem eis- und schnee-bedeckten Boden des hohen Nordens gelagert, schlürften wir den Nektar, den die freundlichen Ufer des vaterländischen Stromes uns boten. Es waren große überglückliche Momente, die den armen Duldern der traurigen Ode die Bilder der fernern Heimat vergegenwärtigten; Momente der Freude, die den Schmerz eines unsäglichen Mißgeschicks unterbrachen. Wir tranken und brachten, vom Gefühl unserer trostlosen Lage hingerissen, dem Vaterlande, das wir nie zu erreichen, den Freunden, die wir nie mehr zu sehen hoffen konnten, das letzte Lebewohl, und uns selbst den ernstern Scheidegruß für dieses Leben. Unser edler, herrlicher Heim war in der Folge einer der Ersten von uns, der schied, wie wir gleich unten sehen werden. Des folgenden Tages brachen wir auf, die früheren Jammer-Scenen erneuerten sich und so wanderten wir unter den bisher geschilderten täglich gesteigerten Qualen, ununterbrochen verfolgt vom nachjagenden Feind, fort, bis wir den 17. November oberhalb Grasnoi ein Vivouac bezogen. Den 18. Novbr. erfolgte hier das in der Geschichte dieses Feldzugs

bekannte Treffen. Eine Beschreibung der Schlacht liegt nicht in dem Zwecke dieser Schrift; sie wird daher bloß insofern berührt, in wiefern sie mit meiner Erzählung in unmittelbarem Zusammenhange steht. Unser ganzes Regiment bestand noch aus 48 bis 50 Rotten, die in zwei Gliedern aufgestellt, beinahe gänzlich aufgerieben wurden, so daß von den meisten Compagnien nur 4 bis 5 Mann übrig blieben. Eilf unserer Offiziere lagen schwer verwundet auf dem Schlachtfelde; unserem ehemaligen Regiments-Commandeur Obersten von Gall, der sich in der Nähe seiner Hoheit des Prinzen Emil befand, wurden zwei Pferde unter dem Leibe erschossen. Ein seltenes Beispiel von Unererschrockenheit, Ausdauer und militärischem Schnellblick gab unser erhabener fürstlicher Führer. Das Terrain, auf dem die Schlacht vorfiel, war mit einem Schnee bedeckt, in dem man bis an die Wade einsank; man denke sich hierzu die furchtbare Kälte, gegen die keine angemessene Kleidung schützte, den fortdauernden Mangel an aller Nahrung, die Entbehrung ärztlicher Hülfe für die meisten Verwundeten, und man kann sich ungefähr ein Bild von den Leiden und Schwierigkeiten entwerfen, die auf den Kämpfern jenes blutigen Tages lasteten. Ich war während der Schlacht mit dem Vertrauen beehrt, die zweite Compagnie des zweiten Bataillons zu kommandiren, und kehrte mit einem Unteroffizier, einem Tambour und zwei Gemeinen aus der Schlacht zurück. Die oben erwähnten eilf Offiziere wurden in aller Eile nach Craşnoi gebracht; kaum konnte man ihnen einen flüchtigen Notverband anlegen, und kaum fand der Oberst von Gall Zeit, sie zu besuchen, ihnen das letzte Trosteswort und den letzten Abschied zu bringen, als der Feind heranstürmte

und in das brennende Craşnoi einzog, wo diese Braven ein Opfer der Flammen oder feindlichen Wut wurden. Keiner entkam; auch unsern guten Heim, dessen Gastfreiheit ich oben erwähnte, ereilte sein Geschick, und der Scheidegruß, beim Freudenmahle gesprochen, erhielt hier seine ernste Bedeutung.

Unter gesteigerten Leiden setzten wir unsern Rückmarsch fort. Ein unbefreiblicher düsterer Stumpfsinn hatte sich der Gemüther bemächtigt, welchen kein Hoffnungsstrahl das Dunkel einer schrecklichen Gegenwart erhellte. Jede bessere Empfindung war erstorben; der Freund sah vor und neben sich den Freund fallen, hörte aus dem Munde des Fallenden den letzten Abschiedsruf, und ließ, selbst trostlos, auch den Sterbenden ungetröstet, für den er doch keine Rettung mehr sah. Die Bande der Subordination waren unter den in Unordnung dahin schwankenden französischen Corps beinahe gänzlich aufgelöst; ich sah selbst Einzelne unter gräßlichen Verwünschungen die Gewehre auf ihre Generale anschlagen. Doch muß ich den Braven unseres Regiments die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß, so weit es mir bekannt ist, keiner sich irgend einer Widersetzlichkeit schuldig gemacht hat. Ich sah sie dulden und fallen, ohne Murren, ohne Vorwurf, oft ohne Klage, ihrer Pflicht bis zum Tode getreu. Acht schreckliche Tage brachten wir so auf dem Marsche zu, bis wir am 27. Novbr. die Berezina erreichten. Doch welche Feder schildert jenen schaudererregenden Übergang? Was ich hier gebe, ist nur ein schwacher Schattenriß des aus den gräßlichsten Einzelheiten zusammengesetzten Gemäldes. Unter furchtbar chaotischem Gewirr zahlloser Fußgänger, Reiter, Frauen und Kinder, Pferden und Wagen und mörderischen Schlägen und Stößen, empfangen und ausgeteilt, geschah dieser

Übergang, und so gelang es mir, mich an das jenseitige Ufer mit Anwendung aller meiner Kräfte durchzuarbeiten. So sehr die eigene Gefahr die Beobachtung der Umgebung beschränkte, so drängten sich doch unwillkürlich einzelne auffallende Gräßlichkeiten dem Blicke auf. Um den Preis der Rettung ihres Lebens sah man Mütter ihre Kinder verlassen und sie dem unvermeidlichen Schicksale preisgeben, unter den Fuß- und Hufstritten von Menschen und Pferden zu sterben. Das Angstgeschrei und Hülfserufen der Niedergeworfenen und derer, die von den Seiten der Brücke verdrängt, in den Strom fielen, erfüllte die Lüfte. Doch keine Retterhand erschien den Unglücklichen, die Besorgnis für das eigene Leben, so werthlos es auch in jenem Augenblicke sein mochte, machte starr und kalt gegen das fremde. Dieser Fluß erschien allen wie eine große Scheidegrenze des Schicksals, wer sie überschritten hatte, glaubte seiner Rettung gewiß zu sein, und das Ziel der erduldeten Qualen erreicht zu haben. Schreckliche Täuschung! Jenseits des verhängnisvollen Stromes harrte — nur größere Marter.

Immer drückender wurde bei fortgesetztem Rückzug der Mangel an Allem. Hunger und Durst wütheten im Innern und die auf 24—26 Grad gesteigerte Kälte war Folterpein dem halbnackten Körper. Der freie Himmel war unser Obdach, das Eis unser Lager, auf dem wir in Todesstille die schauerlichen Nächte zubrachten und das wir oft, ohne uns erwärmen zu können, verlassen mußten, denn zu den Bivoualfeuern wurde nur zugelassen, wer seinen Holzbeitrag leisten konnte; von einem Scheit Holz hing oft ein Menschenleben ab. Tausende erfroren auf diesen gräßlichen Nachtlagern. Glücklich war zu

preisen, wer über einem Feuer sich in geschmolzenem Eis ein Stück Pferdefleisch wärmen und die ärmliche Flüssigkeit als Suppe genießen oder sich einen kümmerlichen Kaffee bereiten konnte. Wasser war nirgends vorhanden, ein Umstand, der auch die Reinigung des Körpers unmöglich machte, was den Gesichtern ein abscheuerregendes Ansehen gab, so wie denn die bunte Mischung der verschiedenartigsten Kleidungen, welche theils über die Uniform, theils statt ihrer getragen wurden, eine maskenartige, abenteuerliche Erscheinung darbot.

Die Berücksichtigung fremden Eigentums hatte, wie ich bereits bemerkte, schon früher aufgehört; allein allmählich trat ein wahres Raubsystem ein. Man nahm, was man fand, man raubte und ward beraubt, dem traurigen Notprincip huldigte Alles. In diesem Zustande trug auch mein Aufwärter, der mit treuer Selbstopferung diente, kein Bedenken, einem kleinen Pferde, das er mit einer Jagdtasche bepackt antraf, letztere abzuschneiden. In derselben befanden sich mehrere Sachen von Wert; aber vom allerhöchsten in der damaligen Lage war ein Kinnbacken, den wir des Abends in einem Kessel, mit Schnee gefüllt, kaum an das Feuer gesetzt hatten, als ein Franzose erschien und 20 ganz kleine Kartoffeln zu 20 Franken feil bot. Der damalige Unterchirurg, jetziger Oberarzt, Herr Zell, bezahlte sie, und so bereiteten wir uns ein kostbares Mahl.

Ich setzte nun meinen Weg fort; allein meine Mattigkeit hatte in dem Grade zugenommen, daß ich das Corps, zu dem ich gehörte, nicht mehr erreichen konnte. Am frühen Morgen des 6. Decembers raffte ich mich mit äußerster Anstrengung von dem Eislager auf, auf dem ich die Nacht zugebracht hatte,

und erreichte nach einem sechsstündigen entkräftenden Feldmarsche Smorgonie, eine kleine, polnische, meist von Juden bewohnte Stadt. Hier traf mich ein Unglück, das ich für das größte hielt, was mich in meiner Lage hätte treffen können, und doch war es nur Vorspiel weit größerer Unfälle. Mein Aufwärter nämlich, mein treuer unzertrennlicher Gefährte, der Schütze Wehrwein, aus Londorff in der Rabenau, dessen ich oben erwähnte, der mir in meiner hinsälligen Lage noch eine Labung bereiten wollte, und auf Händen und Füßen kroch, um Schnee herbeizubringen, den er für mich zu schmelzen beabsichtigte, gab, während er sich anstrengte, mir diesen Liebesdienst zu erweisen, den Geist auf. Nun hatte ich niemanden mehr, ich stand allein, denn mit diesem edlen Menschen ging meine letzte Stütze verloren. Während mich nun dieser herbe Verlust mit dem tiefsten Schmerze erfüllte, und ich nur mit ihm beschäftigt, in einer von ihren Bewohnern verlassenen Hütte einsam saß, traten unerwartet mehrere Offiziere von verschiedenen Truppen zu mir herein. Alle waren, wie ich, aus Entkräftung hinter ihrem Corps zurückgeblieben. Das traurige Schicksal, das wir teilten, war natürlich unsere erste Unterhaltung. Wir suchten uns wechselseitig aufzurichten und ermunterten uns zur Aufbietung aller Kräfte, unsern Marsch fortzusetzen und womöglich die bereits vorangeeilten Corps einzuholen.

Kaum hatten wir diesen Entschluß gefaßt, als plötzlich ein französischer Gardeoffizier mit den Worten hereinstürzte: Kosack, Kosack! Sogleich ward überlegt, daß, da unser körperlicher Zustand, unsere von Frost und Mangel zerrütteten Kräfte keine Wahrscheinlichkeit darboten, das Leben zu fristen,

wir uns vor unserem Tode nicht noch der Qual überliefern wollten, die von einer solchen Gefangenschaft, wie wir wußten, unzertrennlich war. Von den 30 Offizieren, die sich hier vorfanden, ward einstimmig beschlossen, sich bis auf den letzten Mann zu schlagen. Allein der Entschluß kam zu spät; ein Arzt, der auf den schmeichelhaften Ruf — Franzuski Kamerad Pardon, ohne unsere Zuziehung für uns unterhandelt und sich ergeben hatte, vereitelte unser Vorhaben. Ehe wir es uns versahen, hatten die Kosaken die Hütte umzingelt, und mit vorgehaltener Pötte zur Thür hereintretend, riefen sie uns zu: Stupai na ulize Franzuski Saback! (geh auf die Straße französischer Hund). Hier muß ich die Bemerkung einschalten, daß nach der Erzählung der an diesem Ort aus Entkräftung zurückgebliebenen Individuen, Napoleon erst vier Stunden vor meiner Ankunft von Smorgonie abgereist war, und der Armee von dort eine andere Richtung angewiesen hatte, was denn auch wohl die Ursache gewesen sein mag, daß in Smorgonie und seiner Umgebung über 3000 Gefangene gemacht wurden. Das Loos der Gefangenschaft war also über uns geworfen. Es mochte etwa 10 oder 11 Uhr Vormittags sein; ich hatte, wie oben bemerkt, mit der größten Anstrengung meiner zerrütteten Körperkraft schon einen Marsch von sechs Stunden gemacht. Man denke sich also meine Entkräftung! meine an Verzweiflung grenzende Gemüthsstimmung! In diesem Zustande nun ward ich nebst meinen Mitgefangenen auf die Straße geführt. Einer nach dem andern wurde unter fortdauernden Mißhandlungen visitirt, und dann in dem Grade ausgeplündert, daß der größere Teil kaum die notwendigste Bedeckung des Körpers rettete. Jede Kleinigkeit erregte die

Habgier, die sich sogar an dem Glanz der Metallknöpfe an den Unterbeinkleidern angezogen fühlte, welche wahrscheinlich für edleres Metall gehalten wurden. Anfänglich hatte ich das beneidenswerthe Glück, nicht allein meine Uniform, sondern auch meinen halbverbrannten Oberrock und meinen Hut zu retten, der jedoch seiner Garnitur beraubt, in einem schlechten Zustande war. Indessen glaube man nicht, daß mir das Mitleid der Kosaken diese kleinen Habseligkeiten gelassen hätte. Es war bloß Folge des Umstandes, daß sie die plündernde Mannschaft nicht gleich genau übersehen konnten, und ich einer der letzten war, den die Reihe der Visitation traf. Als aber nun eine zweite Untersuchung vorgenommen wurde, fiel mir ein desto schlimmeres Loos. Ich stand nämlich nicht weit von einem zugefrorenen Brunnen. Während nun die Plünderung der übrigen vor sich ging, suchte ich meine Epauletts, die einzigen Zeichen meines Offizierstandes, die ich noch an mir trug, wenigstens einstweilen den Blicken der Raubsucht zu entziehen, in der Hoffnung, Gelegenheit zu finden, sie in einem günstigen Momente wiederholen zu können. Ich warf daher eine derselben in den erwähnten Brunnen; unglücklicher Weise bemerkte dieses einer der Kosaken und rannte, Wuth entbrannt, mit eingelegeter Lanze seines Kameraden, auf welche die seinige gleichzeitig mit Hestigkeit fiel, in demselben Augenblick zerbrach, wo der ersterwähnte Kosak im Begriff war mich niederzustecken. Diese unwillkürliche Lebensrettung war aber theuer erkauft, denn die Wuth des Kosaken, dem die Lanze auf die erzählte Weise zerbrochen worden, stieg auf das Höchste, und er ließ sie auf eine Art gegen mich aus, die über oder unter aller Beschreibung ist. Die unmenschlichen Schläge, denen ich nichts

entgegensetzen konnte als ohnmächtige Verwünschungen fielen schonungslos auf meinen von Frost, Hunger und Müdigkeit entkräfteten Körper, der auf dem Eise niedergekauert, der Willkür dieser Scheusale preisgegeben, flehte ich vergebens um den Tod; ich sollte leben, um gräßlicheren Leiden aufbewahrt zu werden. Man wird mir vorwerfen, ich habe unbesonnen gehandelt, daß ich der feindlichen Habgucht in solchem Augenblicke einen Gegenstand entziehen wollte, der doch für sie den höchsten Werth haben mußte. Allein es waren die letzten Insignien der Ehre, die ich noch hatte, und die ich um jeden Preis zu retten suchte. Daß mir übrigens unter den besagten Umständen noch das Leben blieb, war ein wahres Wunder, da gleich bei dem Anfang der Plünderung, trotz dem gegebenen Pardon, viele meiner Mitgefangenen ohne den mindesten Anlaß niedergestochen wurden. Nachdem nun endlich die Raubgucht befriedigt schien, wurden wir sämmtlich unserm Schicksal unter freiem Himmel bei 27 Grad Kälte überlassen. So irrten wir, verstoßen, halb nackt, ohne Obdach, ohne die mindeste Aussicht auf irgend eine leidliche Unterkunft auf der unabsehbaren Schnee- und Eisfläche einzeln umher. Hier war es, wo ich in gleichem Zustande einen Lieutenant vom bergischen zweiten Regiment Napoleon, Namens Braun, antraf, mit welchem ich gemeinschaftlich eine Zuflucht bei einem allmählich verglimmenden Bivouakfeuer suchte, das wahrscheinlich den in der Nacht vorher dort gelagerten Russen gedient hatte. Wurmartig gekrümmt lagerten wir um die erlöschenden Kohlen in dumpfer Trostlosigkeit da, als uns plötzlich eine donnernde Stimme zu neuen Qualen aufzuschrecken schien. Aber wie angenehm fanden wir uns überrascht, als wir vaterländische

Laute, doch nur gebrochen, aus dem Munde eines Kosacken-
Stabsoffiziers vernahmen. Er näherte sich uns auf eine
Weise, die Theilnahme mit unserer Lage verrieth und fragte
mich, wie lange Napoleon Smorgoni verlassen habe. Auf
meine Antwort, daß dies etwa vier bis fünf Stunden sein
möchten, fragte er nach meinem Vaterlande, worauf ich ihm
dann sagte, ich sei ein Deutscher, ein Hesse, unweit Frankfurt
am Main. Ich bezeichnete absichtlich diese Stadt, weil sie
den Russen beinahe allgemein bekannt war. Nachdem ich ihm
noch einige unbedeutende Fragen beantwortet hatte, bat ich
ihn sich unserer anzunehmen und Sorge zu tragen für Obdach
und menschliche Behandlung. Er gab hierauf einem Kosacken
den Befehl, uns in eine Judenwohnung zu bringen, bedauerte
aber uns kein besseres Loos bereiten zu können, indem er offen
erklärte, er zweifle sehr, daß nach seiner Entfernung der Jude
sich an den Befehl, uns eine Aufnahme zu gestatten, binden
werde. Dieser Zweifel war leider nur zu begründet. Wir
blieben leider nur so lange unangefochten, bis wir den Kosacken,
der uns in die Hütte brachte, aus dem Gesicht verloren hatten.
Raum waren wir bei dem Juden allein, als er seine Anrede
an uns mit der ominösen Frage eröffnete: Hat der Franzos
auch Geld, hat er Silber, hat er Gold? Unser elendes Aus-
sehen konnte wohl zu keinen derartigen Erwartungen berech-
tigen, und dennoch wurden wir von diesem Ungeheuer unter
den empörendsten Mißhandlungen, denen wir bei dem gänz-
lichen Dahinschwinden aller Kräfte nicht den mindesten Wider-
stand entgegensetzen konnten, bis auf den bloßen Leib durch-
sucht, und als die Habsucht hier ihre Befriedigung nicht fand,
wurden wir neuen Infamien von russischen Nachzüglern preis-

gegeben, die der Jude absichtlich in die Hütte rief, um uns zu mißhandeln. Unter diesen zeichneten sich besonders drei aus, die unter immerwährenden Schlägen mich nun noch der letzten Kleidungsstücke berauben wollten, welche die Plünderungsjucht ihrer Vorgänger mir noch übrig gelassen hatte. Mein Oberrock, meine Uniform war mir bereits genommen, ich trug nichts mehr am Leibe als ein paar schlechte blaue Hosen, Unterhosen, ein Hemd und eine seidene Halsbinde. Nicht zufrieden, mich bis an das Hemd ausgezogen zu haben, wollten sie sich auch noch des Letzteren bemächtigen, das seines schmutzigen, ekelhaften Zustandes wegen unmöglich Werth für sie haben konnte, und sie daher hierdurch bloß einen Akt schändlicher Barbarei an mir zu verüben suchten. Schon sah ich und mein armer Unglücksgefährte dem schrecklichen Schicksale entgegen, nackend in die bis zu den höchsten Graden gesteigerte Kälte hinausgestoßen zu werden, als uns ein neuer Schutzengel in einem jungen achtzehn- bis neunzehnjährigen russischen Offizier erschien, der einem Infanterie-Regimente angehörte, das kurz vorher durchmarschirt war. Wie vom Schlage gerührt, standen die Räuber, als die heilbringende Klinge des, über die an uns verübte Unmenschlichkeit entrüsteten Jünglings, sich zu unserm Schutz in die schnellste Bewegung setzte, und mit den kräftigen Hieben das Vergeltungsrecht in so überschwenglichem Maaße ausübte, daß die Glenden zitternd und flehend ihm zu Füßen fielen, und dann mit Zurücklassung ihres Raubes die Mördergrube des Juden verließen.

Mit freundlichen tröstenden Worten und jenem Blicke der Rührung, der in solchem Augenblicke das Herz auf unaussprechliche Weise ergreift, redete der wackere junge Mann uns

an, fragte nach unsern Verhältnissen und fiel uns auf die erhaltene Antwort, trotz unsers wirklich ekelregenden Ansehens, mit jugendlicher Hingebung um den Hals, küßte und drückte uns, und bezeugte sein innigstes Bedauern mit unserm kläglichen Zustande. Aber leider war die Rettung, die wir der Teilnahme dieses gefühlvollen Mannes verdankten, nur momentan. Der Offizier mußte seinem Regimente nachteilen, und alles, was er für uns thun konnte, war, daß er dem Juden auf das Strengste einschärfte, sich aller Mißhandlungen gegen uns zu enthalten und uns Obdach zu gewähren, bis die Militärbehörden über uns verfügt hatten. Kaum hatte sich jedoch der Offizier entfernt, so brach der Grimm des Juden im erhöhteren Grade aus. Vorüberziehende russische Marodeurs wurden in die Hütte gerufen und angereizt, uns aufs Neue zu mißhandeln. So gerieten wir dann in die Hände anderer Ungeheuer, die, nachdem sie uns unserer Kleidung bis auf das Hemd beraubt und bis auf das Unmenschlichste geschlagen hatten, uns, um ihrer Barbarei und unserm Elend das Siegel aufzudrücken, vor die Thüre warfen. In diesem Zustande irrten wir unter dem furchtbaren Winterhimmel Rußlands auf den eis- und schneebedeckten Feldern umher, schleppten uns von einem verglimmenden Feuer zum andern, um die spärlichen Brodstückchen zu sammeln, welche den bivouakirenden Russen entfallen waren, oder wenn wir nichts derartiges mehr fanden, unsere Nahrung an krepirten Pferden zu suchen, an denen wir gleich wilden Thieren nagend uns hinlagerten. Unsere Blöße gegen die Kälte nur einigermaßen zu decken, krochen wir an den Leichnamen der Geliebten umher, und umhüllten mit den wenigen Lappen, welche die Raubsucht

ihnen gelassen hatte, unsere Körper. Achtundvierzig Stunden dauerte dieses schreckliche Elend, bis ein russischer Unteroffizier, beordert, die zerstreuten Gefangenen zusammenzutreiben, auch uns auffand, und in Smorgonie unter Obdach brachte. Doch welche gräßliche Unterkunft ward uns hier! In einer elenden Hütte trafen wir 60 Offiziere, von den verschiedensten Nationen, eingesperrt an. Kein Feuer erwärmte uns, kein Licht leuchtete die langen qualvollen Abende hindurch, keine Nahrung ward den Unglücklichen, die hier weilten. Die Nächte waren schauerlich, der enge Raum faßte nur mit Mühe alle, die ihr Mißgeschick hierher geführt hatte; man lag äußerst gedrängt. Ich war neben meinem Leidensgefährten Braun unter einer Bank gelagert, glücklicher Weise nicht weit von der Eingangsthüre, bei deren Öffnung uns etwas frische Luft zuströmte, eine wahre Wohlthat an diesem mit verpesteten Dünsten angefüllten Orte. Keine Feder vermag den Jammer zu schildern, der hier herrschte. Einige rangen mit dem Tode, Andere wimmerten unter unsäglichen Schmerzen, die Glücklichen hatten geendet. Ein westphälischer Offizier, ich glaube aus Kassel, lag ohne Hände da, sie waren ihm abgefroren; zwei Tage nachher verlor er auch seine Füße; nach achtundvierzigstündiger Höllequal starb er. Viele hatten noch die Kraft, sich ihrer Notdurft außerhalb dieses Lokals zu entledigen; allein bei dem Durchdringen zur Thüre konnte das Anstoßen oder Treten der Verwundeten nicht vermieden werden, und grauenhaft waren dann die Schwüre und Verwünschungen, welche der Schmerz erpreßte. Man denke sich hierzu das dicke Dunkel, die Nacht, die Kälte, welche die Glieder in dem erwärmten Gemache durchdrang, und den Hunger, der in den

Eingeweiden nagte. In der ersten Nacht, die wir hier zu-
brachten, hatten wir acht Leichen, die am andern Morgen
hinausgetragen wurden. Mit schwacher hinsterbender Stimme
hörte man hier und da die Frage: Lebst du noch? Sie war
jedoch selten, denn das Leben an sich hatte sein Interesse
verloren. Die Entfernung aus diesem Aufenthalte der Qual
war bei Todesstrafe verboten, und dadurch sogar das ärmliche
Mittel benommen, von den Cadavern der auf der Landstraße
befindlichen Pferde den Hunger zu stillen. Eine zwecklose
Grausamkeit, indem der Austritt in das Freie uns doch zu
keiner Flucht dienen konnte; denn wohin fliehen auf dem
endlosen Eisgebilde, mit Körpern, der Auflösung nahe?

In dieser martervollen Lage überraschte uns plötzlich das
Gerücht, ein russischer General, der ein geborner Deutscher sei,
wäre in Smorgonie angekommen, und würde dort übernachten.
Die deutschen Offiziere unter uns glaubten sich schon erlöst,
und Braun und ich faßten den Entschluß mit Beseitigung
aller Furcht vor der Gefahr unsern Kerker zu verlassen,
zu dem General zu gehen, ihm unsere Leiden zu klagen,
und im Namen des gemeinsamen Vaterlandes Schutz nicht
nur für uns und unsere Landsleute, sondern für alle unsere
Mitgefangenen überhaupt zu begehren. Daß es möglich
wäre, unter solchen Umständen eine Fehlbittne thun zu können,
fiel weder mir, noch selbst dem Hoffnungslosesten unserer
Leidensgenossen ein. Unser gewagtes Unternehmen kam uns
gleich anfangs theuer zu stehen. Kaum waren wir 30 Schritte
von der Hütte entfernt, die uns gefangen hielt, so wurden
wir von einem Juden und einen Kosaken ergriffen und unter
Peitschenhieben in die Wohnung des Ersteren geschleppt. Mein

ganzer Anzug bestand in einem Paar hellblauen schlechten Beinkleidern, die ich einem an der Straße gelegenen Leichname ausgezogen hatte, einer alten zerrissenen Pferdebede, einer schmutzbedeckten, alten Sammetkappe, wie sie die polnischen Juden zu tragen pflegen, und einem Paar alten Laptin (eine von Bast geflochtene Fußbekleidung der polnischen und russischen Bauern). Die Gegenstände hatte ich an der Landstraße zerstreut mitten unter Leichen und gefallenen Pferden aufgehoben und mich damit bedeckt. Braun hatte sich ein Paar alte, graue Hosen, ein altes, weißes Tuchkamisol und zerrissene Stiefel auf dieselbe Weise verschafft. In diesem Anzuge betraten wir die Schwelle der Judenhütte. Hier wurden wir auf die Erde geworfen und unter fortdauernden, barbarischen Mißhandlungen der elenden Bedeckung beraubt, die uns der Zufall zugeführt hatte. Von Allem entblößt, glaubte ich jetzt den Plünderungsakt beendigt, als der Basiliskenblick des Juden unglücklicher Weise auf meine Kappe fiel. Nun brach seine Wuth im höchsten Grade gegen mich aus und mit den Worten: Spitzbube, das ist eine Kappe von unsern Leuten! gab er mir Faustschläge ins Gesicht; kurz, mißhandelte mich auf eine solche Weise, deren Beschreibung man mir gerne erlassen wird. Ich ließ ihn den ekelhaften Pospuz und eilte mit Braun davon. Ich sage nichts über die Verzweiflung, die unser Inneres ergriffen hatte; wohl denkt sie sich jeder von selbst. Wir waren nun wieder fast ohne alle Bekleidung, wie konnten wir uns in diesem Zustande weiter begeben und auf solche Weise vor dem General erscheinen? Indessen unser Muth wurde nach einigem Nachsinnen wieder rege, und der Entschluß stand fest: Trotz aller Hindernisse unser Vorhaben auszuführen. Wir

batten erfahren, daß der General auf einem Edelhofe in der Nachbarschaft von Smorgonie logirte, dahin begaben wir uns. Bemerken muß ich hier, daß der Eigenthümer des Gutes der polnische Graf Herr von Przerdzirki war. Ich war bei diesem Grafen auf meiner Durchreise zur Armee einquartiert und dort äußerst freundschaftlich aufgenommen worden. Gewiß hätte ich bei ihm Empfehlung für mein Anliegen bei dem General gefunden, wenn ich mich hätte überwinden können, mich in solchem Aufzuge bei der Familie einführen zu lassen. Und wie konnte ich auch denken, daß ein unglücklicher Deutscher bei dem Landmanne noch einer fremden Interession bedürfe, um Vinderung für sein Mißgeschick zu finden? Der Zufall wollte, daß derselbe Graf, als Verbannter aus dem Vaterlande, durch Worms passirte, wie mir polnische Offiziere, die ich hier antraf, leider erst einige Tage nach seiner Durchreise erzählten. Doch ich kehre zu meiner Erzählung zurück. Bei dem Eingang in den Edelhof stießen wir auf eine Rosackenwache, die uns mit Blicken musterte, welche die Erneuerung der früher erduldeten Mißhandlungen befürchten ließen. Aber einige in der Nähe befindliche Offiziere setzten dem Ausbruche der nur mühsam verhaltenen Wuth glücklich ein Hinderniß entgegen, und so blieb es bei dem rauh ausgesprochenen Wort: *Stoi Franzuski!* (Stehe Franzos!) Einer der Offiziere fragte uns in deutscher Sprache nach unserem Begehren. Auf die Antwort, daß wir deutsche Offiziere seien und den General zu sprechen wünschten, wurden wir in den Hof gelassen, der das Quartier umgab, welches der General inne hatte. Hier harrten wir unseres Schicksals. Nach etwa viertelstündigem Warten ward uns Bescheid: Der General könne uns nicht

sprechen. Dieses schreckliche Wort brach den Stab über alle unsere Hoffnungen. Wir ließen unsern Gefühlen freien Lauf, brachen in die furchtbarsten Verwünschungen aus, und forderten die russischen Offiziere im Namen der Menschlichkeit auf, uns niederzustechen oder totschießen zu lassen. Unser Unglück schien sie zu ergreifen, und einer von ihnen, den unser Schicksal am meisten rührte, machte den Versuch den General zu erweichen. Dieser erschien endlich selbst. Mit der Frage: was wollt ihr? wurden wir empfangen. „Wir sind deutsche Offiziere, die Eure Excellenz um Schutz bitten“, war die Antwort. Warum seid ihr nach Rußland gegangen, warum waret ihr dem Räuber Napoleon ergeben? ward uns entgegnet.

Wenn ein Halbwilder von den Ufern der Wolga oder des Don die Gewalt, die der Augenblick ihm über mich einräumte, tierisch mißbrauchte, und ich sein Herz für meine Leiden verschlossen fand, so wußte ich mir zu sagen, daß ich dies der ungezähmten Tiger-Natur beizumessen hatte, die den Feind nur zu zerfleischen gewohnt ist. Aber wenn ein Führer aus den höchsten Klassen, von dem ich Bildung zu fordern berechtigt bin, die Gemeinheit der Untergebenen teilt, und dem Unglück, das mit Vertrauen sich ihm naht, um seine Menschlichkeit in Anspruch zu nehmen, statt des erbetenen Schutzes Worte des Hohns und des Vorwurfs entgegensetzt, wenn gar ein Deutscher dem hilfselehenden Deutschen fern vom Heimatslande im unverdienten Mißgeschick auf solche Weise zurückstößt: dann freilich muß der Glaube an die Menschheit wankend werden.

Dies wurde er auch in jenem Augenblick in mir, aber das Gefühl der erlittenen Kränkung hob meine letzte Kraft,

meinen letzten Stolz. Ein Bettler, ein ausgehungertes, halb-nacktes Skelett, stand ich der wohlgenährten, reichdecorirten Excellenz gegenüber und sagte: Daß wir eine solche Antwort weder erwartet, noch verdient hätten, daß es ebenso in unserer Pflicht gegen Fürst und Vaterland gelegen habe, den angewiesenen Fahnen zu folgen, als Seine Excellenz die Pflicht gegen ihren Kaiser erfüllen würde, wenn sie jetzt mit ihm nach Deutschland zögen. Entrüstet über diese Antwort, die er, aus dem Munde eines Unglücklichen gesprochen, hätte ehren sollen, gab er die Weisung, uns zu entfernen, indem er uns nicht helfen könne. Da forderte ich ihn noch einmal auf, uns nach den, in der ganzen civilisirten Welt herrschenden Kriegsgesetzen zu behandeln und in Schutz zu nehmen, oder unsere Leiden durch den Tod zu enden. Er ging und ließ uns 25 Papierrubel zustellen. Etwa 60 Schritte von dem Quartier dieses Menschenfeindes wurden sie uns unter den schrecklichsten Mißhandlungen wieder abgenommen. Während ich an der Schilderung meiner Leiden arbeitete, hat er auch geendet. Eine Kugel, aus verborgenem Hinterhalte abgefeuert, gab ihm in den Mauern von Warschau den Tod.

Unverrichteter Sache kehrten wir nun in die Hütte zurück, die wir mit so schönen Hoffnungen verlassen hatten. Unsere Nachricht verbreitete die größte Bestürzung unter den Gefangenen; denn von wem sollte man Hülfe erwarten, wenn sogar das Herz des Landsmannes sich dem Flehen des Nothleidenden verschloß und sie kalt ihrem finstern Geschick überließ. Unter allen den Leiden aber, die wie eine Centnerlast auf uns lagen, war keines drückender als der Mangel an allen Lebensmitteln. Wir waren jetzt drei Tage an diesem Orte, ohne daß man

nur die mindeste Miene gemacht hätte uns einige Nahrung zu reichen. Wir schienen bloß hier zu sein, um zu sterben; denn unsere Kerkermeister zeigten sich nur, um die Leichen abzuholen, die Lebenden waren ihnen gleichgültig.

Wer sich also unter diesen Umständen nicht selbst zu helfen suchte, war unwiederbringlich verloren. Aber auch diese Selbsthülfe, die man doch nur außerhalb anwenden konnte, war mit Lebensgefahr verbunden, oder wenigstens mit der Gefahr, sich Mißhandlungen aller Art auszusetzen, die, wie mein oben erzähltes Beispiel lehrt, bei jeder Entfernung aus der Hütte zu befürchten war. Indessen überwog das Bedürfniß der Nahrung in mir zweimal jede Bedenklichkeit. In einer Nacht nämlich wagte ich einen Ausflug auf die Landstraße, und war glücklich genug, eine von Würmern bereits angenagte Pferdezungge zu finden, die ich als köstliche Beute in meinen Kerker brachte, aber leider auch nicht ohne Opfer, denn ehe ich den Jammerort wieder erreichte, fiel ich russischen Marodeurs in die Hände, die mich bloß aus boshaftem Mutwillen (denn ihrer Habsucht bot ja mein elender Anzug nichts mehr da), so furchtbar zerschlugen, daß ich bewußtlos niedersank, und als ich aus meiner Ohnmacht erwacht, nur halb kriechend in die Hütte gelangen konnte. Zwei Tage nährten wir uns, Braun und ich, dürftig genug von dieser ekelhaften Kost. Am Abend des fünften Tages unserer Einkerkelung faßten wir den Entschluß, gemeinschaftlich auf Herbeischaffung von Lebensmitteln auszugehen. Wir hatten uns vorgenommen, das Eigentum der Menschen, unter die uns das Schicksal verstoßen hatte, und die uns, wie es schien, absichtlich dem Hungertode ohne Erbarmen preisgeben wollten, nicht zu achten; kurz zu nehmen,

was und wo wir es fänden. Wir warteten nun die späte Nacht ab und gingen dann, hungernden Wölfen gleich, auf Raub aus. Ein Keller in der Nähe einer Bauernwohnung zog uns an, wir witterten Beute, gleich war die schlecht verwahrte Thür geöffnet, eine zerbrechliche Leiter führte uns abwärts in das Innere der Grube. Hier fühlten wir nun mit den Händen umher in stockfinsterner Nacht, bis wir endlich, Welch glücklicher Fund, ein Stück Fleisch ergriffen und ohnweit davon auf ein Faß mit roten Rüben stießen, die mit einer Eisrinde überzogen waren, welche wir durchbrachen. Wir beluden uns nun mit Vorräthen und kamen ohne irgend ein Abenteuer glücklich in unsern Kerker, wo wir die Freude hatten, außer uns auch manchem unserer schwachtenden Mitgefangenen mit dem Ertrage unseres leichtverzeihlichen Raubes zu erquicken. Dem dringendsten Bedürfnisse war auf einige Tage zwar kümmerlich abgeholfen, aber die Sorge für die Zukunft konnte dadurch natürlich nicht gehoben werden.

Am achten Tage unseres Aufenthaltes endlich, als der Mangel wieder anfang einzureißen, schien sich eine bessere Aussicht darzubieten. Morgens gegen 10 Uhr trat ein russischer Unteroffizier mit den Worten herein: Sind Franzosen hier? Die Frage verbreitete anfangs Schrecken; denn nur an Mißhandlungen gewöhnt, fürchteten wir die Erneuerung der alten Greuelszenen. Doch diesmal irrten wir. Auf unsere bejahende Antwort sagte der Unteroffizier mit einer Miene, die Gutes verhieß: Ich werde gleich wieder hier sein. Etwa eine halbe Stunde später erschien er mit einem russischen Kapitän, der einen Krug Brantwein und ein halbes Brod unter uns verteilen ließ. Er begleitete diese erste Labung, die wir aus der

Hand des Feindes erhielten, mit freundlichen, beruhigenden Worten. Freilich war die Gabe nur spärlich, der Branntwein wurde in Löffeln gereicht, das Brot in kleinen Stücken abgemessen, und freilich war es nur die allergemeinste Nahrung, die im deutschen Vaterlande nicht einmal dem Bettler abgeht. Aber wir waren weniger als dies, wir waren von den Menschen verstoßen, im Auge des dortigen Volkes und leider auch in jenen Augenblicken, wo Verzweiflung uns umwandelte, selbst in den unserigen, von Gott verlassene Wesen; uns mußte nach der furchtbar langen Entbehrung die dargereichte Gabe, war sie auch noch so gering, als eine Götterkost erscheinen. Die menschliche Behandlung des wackern Kapitäns und sein Bedauern, nicht mehr geben zu können, da der Bedürftigen viele seien, waren lauter ungewohnte Erscheinungen, liebliche Sternbilder, die in das Dunkel unseres grenzenlosen Mißgeschicks hineinlächelten. Ich erinnere mich keines Momentes in unserem Leben, wo menschliche Hülfe so unerwartet erschien und tiefen und dauernden Eindruck gemacht hätte, als hier. Wir überhäufte den Spender der kleinen Labung mit Dankagung und Segenswünschen, die wir in unserer durch den plötzlichen Übergang vom größten Glende zur schönsten Hoffnung exaltirten Stimmung, auf seine Nachkommenschaft übertrugen. So ist der Mensch; wer nie in solcher Lage war, wird in dieser Schilderung vielleicht Übertreibung finden, aber er irrt. Der ganze folgende Tag ging uns unter mancherlei Vermutungen, Ahnungen und Hoffnungen vorüber. Endlich am 9ten Morgens in aller Frühe ward uns Erlösung aus diesem Schauplatz unsäglicher Qual. Gleich einer Heerde, die man zur Weide treibt, wurden

wir vor die Wohnung eines noch nicht sehr bejahrten Offiziers geführt, wo der Sammelplatz aller dortigen Gefangenen zu sein schien. Hier wurden wir gemustert, Jeder nach seinem Namen, Stand, Vaterland u. s. w. befragt. Als die Reihe an mich kam und ich die mir vorgelegten Fragen beantwortet hatte, erzeigte mir der russische Offizier eine besondere Aufmerksamkeit; er reichte mir ein Glas Branntwein und etwas Brod und gebot mir in seiner Nähe zu bleiben. Welchem Umstande ich diese Auszeichnung verdankte, habe ich nie erfahren können. Aber welches Gefühl ward in mir rege, als ich, unter den Gefangenen mich umsehend, ganz unerwartet mehrere Offiziere, theils von dem Regiment, theils von dem Corps, dem ich angehörte, gewahr ward. Drei davon, wovon die Gebrüder Sibert, wovon der Eine bei meinem Regimente, der Andere beim Garderegimente und der Dritte bei dem Generalstab attachirt war; der Vierte war Lieutenant Hallwachs, dessen älterer Bruder in der Schlacht bei Crasnoi die Ferie verloren hatte und in Folge dieser Wunden gestorben war. Unser Zusammentreffen unter solchen Umständen hatte etwas unbeschreiblich Schreckliches. Jeder sah in dem andern ein Bild des unverkennbarsten Elends, las in den entstellten Gesichtszügen den Kummer, den vergangene Leiden dem Gemüthe tief eingeprägt, hatten, und den die Besorgnis einer nicht weniger qualvollen Zukunft mit jedem neuen Morgen weckte. Bei meinem Anblick riefen mich alle Vier um Hülfe an, deren sie aber auch in der That bedürftig waren, denn sie wankten nur noch gleich wandelnden Leichen einher. Ich bat den Offizier, der, wie ich oben erzählte, sich mir besonders ergeben gezeigt hatte, auf das Dringendste um eine schnelle

Unterkunft für meine unglücklichen Freunde, und brachte es auch endlich dahin, daß er sie in ein Spital anwies. Gleich darauf erschien ein neues Bild des Jammers; es war der Feldwebel Kämmerer von der Compagnie, bei der ich Lieutenant war, ein verdienter braver Mann, dessen trauriger Zustand aber wenig Hoffnung zum Leben übrig ließ. Auch für diesen verwendete ich mich mit aller nur möglichen Wärme, und gab ihn, weil dies das einzige Rettungsmittel war, für einen Offizier meines Regiments aus. Es gelang mir, den russischen Offizier für ihn zu interessiren, der ihm freundlich einen Schnaps reichen, und den armen, der Verzweiflung nahen Mann in's Spital bringen ließ.

Mein Herz schlug vor Freude, daß es mir gelungen war, meinen geliebten Waffenbrüdern ein Asyl in ihrem Glende verschafft zu haben. Aber ach, wie konnte ich hier auf Menschlichkeit bauen, wo Alles nur Haß und Rache athmete! Wir wurden nach vollendeter Musterung in einzelne Abteilungen gesondert, um in das Innere von Rußland abgeführt zu werden. Die erste angeblich aus lauter Offizieren bestehende Abteilung enthielt etwa 50 Mann; unter diesen waren freilich manche, die sich bloß für Offiziere ausgaben, weil sie sich dadurch ein besseres Loos zu bereiten suchten. Bei dieser ersten Abteilung befand sich der russische Offizier, dessen ich früher erwähnte, und der den ganzen Transport kommandirte. Mein Leidensgefährte Braun, mit dem ich in einer der schrecklichsten Lagen meines Lebens zuerst zusammentraf und auf dem Eisfelde den warmen Freundesbund für die ganze düstere Zukunft geschlossen hatte, mit dem ich mich so durch gleiches Schicksal und gleiches Gefühl verbunden fand, war und blieb mein un-

zertrennlicher Genosse. Noch vor meiner Abreise erkundigte ich mich nach einigen Bekannten, von denen ich vermuthete, daß sie das Loos der Gefangenschaft mit mir theilten und derten ich vielleicht hätte von einigen Nutzen sein können; allein ich konnte nichts Näheres in Erfahrung bringen; nur die traurige Gewißheit ward mir, daß der Oberarzt Hoffmann, der meinem Regimente angehörte, kurz vorher in Smorgonie gestorben sei. Von den Offizieren unseres Trupps, denen ich die Aufnahme in das Spital bewirkt hatte, fand ich noch einige Minuten Zeit, den herzlichsten Abschied zu nehmen.

Landgraf Ludwig VIII. und die Zigeuner.

Die Zigeuner sind so braungelbe Gesichter mit schwarzen, brennenden Augen. Sie ziehen seit vielen Jahrhunderten in der Welt herum, haben keine Heimat, reden ein Kauderwelsch unter sich, das kein Christenmensch versteht, betteln, stehlen und erheben die Narrensteuer, was auf deutsch heißt: Wahrsagen. —

Ludwig der VIII., Landgraf von Hessen, der gewöhnlich im Sommer auf dem nahe bei Darmstadt gelegenen Schlosse Kranichstein wohnte, war ein vortrefflicher Fürst, ein milder und doch gerechter Herr, und die braven Hessen hatten ihn lieb, wie er es verdiente. Er hielt im Lande auf Zucht, Sitte, Recht und Ordnung, und mochte die herumziehenden Zigeuner, (denn Arbeiten ist ihnen ein Gräul), nicht leiden. Sie triebens auch damals toll genug; stahlen in den Häusern, brachen Nachts ein, und fielen die Reisenden auf der offenen Landstraße an. Er hätte die Landplage gern von seinen Unterthanen ferne gehalten. Dazu war kein besseres Mittel, als sie, wenn sie etwas Unrechtes trieben, tüchtig zu strafen. Das wurde

allen Amtleuten anbefohlen. Wie frech aber das Gesindel durch zu große Schonung und Nachsicht geworden war, mögt ihr daraus erkennen, daß sie trotz dieser Maßregeln in Hessen herumzogen und mitgehen hießen, was sich nicht wehrte und auch die Narrensteuer erhoben. Auf den strengen Landgrafen hatten sie aber daher einen Pief, und dieser Pief wurde noch größer, als sich Folgendes ereignet hatte: In dem prächtigen Walde, der sich bei dem Schlosse Kranichstein befindet, hatten sich seit einigen Tagen die Zigeuner in ziemlich großer Anzahl niedergelassen und hatten ihr Wesen darin. Einer von ihnen und zwar der sogenannte Herr Hauptmann der Horde, ließ per Gelegenheit auf einem Jahrmarkte in der Nähe, seine Finger in der Tasche eines ehrlichen Mannes, nach dem Geldbeutel suchend, spazieren gehen. Dem ehrlichen Mann ging es nicht wie Jenem, der auch so etwas fühlte und meinte, es seien seine eigenen Finger, sondern fuhr darnach herum und erwischte die Hand des Herren Zigeunerhauptmanns, die eben den Geldbeutel des ehrlichen Mannes in Sicherheit bringen wollte, damit er nicht von einem Spitzbuben gestohlen würde. Auf dem Jahrmarkte fehlte es nicht an Hilfe. So wurde denn der saubere Vogel in Nr. Sicher gebracht. — Als der Landgraf das hörte, erwachte sein gerechter Unwille noch mehr, den schon die Frechheit der Zigeuner erregt hatte, so nahe seinem Schlosse sich aufzuhalten. Nach strengem Recht wurde dem Strauchdieb der Prozeß gemacht und das Urteil lautete: er solle gehängt werden.

Da hätte man denken sollen, die Zigeuner hätten den Weg unter die Füße genommen und sich aus den Reifern gemacht; aber erst meinten sie: das sei nur so ein Schrecken-

berger. Denn als der Herr Hauptmann am Galgen hing und die Raben kamen, ihn zu besuchen, da verbargen sie sich im dichtesten Forste und beschloffen, sich zu rächen und den Landgrafen todt zu schießen. Sie wußten nämlich recht gut, daß der Landgraf oftmals gegen Abend nach Darmstadt fuhr, und daß er dann immer in der ersten Kutsche saß und die Herren seines Gefolges in der zweiten. Nun wollten sie aufpassen und ihren höllischen Plan am nächsten Abend ausführen. — Auch in einer gelbbraunen Zigeunerhaut steckt wohl mal ein guter Mensch. Man darf halt nicht Alles über einen Leisten schlagen wollen, sonst würde man das nicht zugeben dürfen. Und doch war es so. Unter der Horde war ein junger bildhübscher Bursche trotz seiner Hautfarbe, dem dünkte es denn doch ein Unrecht, den guten Fürsten meuchlings zu ermorden. Gott bediente sich dieser guten Seele, das Entsetzliche zu hindern, was die ruchlosen Bösewichte, die wohl nicht zum ersten Male nach einem Leben standen, sich vorgenommen hätten. — Morgens in der Frühe schon ist der junge Zigeuner auf das Schloß und will den Landgrafen sprechen. Das wurde ihm nun freilich nicht gleich gestattet; als es aber der Landgraf hörte, ließ er ihn sogleich ereinführen. Herr Landgraf, begann der Zigeuner, du gehst nem großen Unglück entgegen. Wenn du mir erlaubst, in einem Lande zu bleiben, um mich ehrlich zu ernähren, so mu und will ich dich vom Tode erretten, der dir heute och unvermeidlich droht. — Bestürzt sahen sich die dabei stehenden Hofleute an; allein der Landgraf, der die Vögel nnte, und auf die spitzbübiſchen Wahrsagereien dieses esindels nichts hielt, den hübschen Burschen aber mit Vergnügen

betrachtete, sagte: Ich weiß, daß ich, wenn es der Herr so will, heute noch sterben kann, aber nicht, weil du es sagst. Doch will ich deine Bitte, wenn sie ehrlich ist, nicht abschlagen; aber du mußt ein Christ werden und als ein Christ leben. Laß aber deine dummen Wahrsagereien bleiben, sonst geht's quer! — Der Zigeuner blickte dem Landgrafen ruhig in das Auge und sagte: Herr Landgraf, verachte meine Worte nicht, weil ich ein Zigeuner bin. Wahrsagen will ich dir nicht, sondern dir die Wahrheit sagen. Du hast gestern den Hauptmann der Horde hängen lassen. Groß Unrecht wars nicht; aber die ganze Horde, die sich in dem dichten Walde neben der Landstraße verborgen hält, hat dir den Tod geschworen. Wenn du heute Abend nach der Stadt fährst, wirst du todt geschossen, so wahr ich jezt vor dir stehe. Der Ernst des Zigeuners machte doch nun auch den Landgrafen betroffen. Unmöglich wars bei der Gesinnung dieses Volkes nicht, daß sie es thaten. Wenn du die Wahrheit gesprochen hast, und es sich bestätigt, daß sie mir nach dem Leben standen, so will ich dir deine Redlichkeit reichlich belohnen, doch mußt du bis morgen hier im Schlosse bleiben. Es soll dir an nichts fehlen, sprach der Landgraf. — Der Zigeuner wurde hierauf in ein sicheres und auch überdies wohlbewahrtes Zimmer gethan, den Zeugen seiner Aussage das tiefste Stillschweigen auferlegt und in aller Stille, ohne daß es sonst jemand ahnete die nöthigen Vorkehrungen getroffen. — Während im Schlosse Kranichstein Alles so ruhig blieb, als sei nichts Ungewöhnliches vorgefallen, ritt ein Adjutant des Landgrafen nach Darmstadt und beorderte in aller Stille eine hinreichende Anzahl Soldaten, daß sie gegen Abend den Wald umstellten und

wo möglich ohne Aufsehen, dem Orte in immer sich verengendem Kreise näher rückten, den der Zigeuner als den Schlupfwinkel bezeichnet hatte, wo die Muehlmörder dem Landgrafen aufslauern wollten. Sogleich begleiteten die Reiter, welche in Kranichstein lagen, in einiger Entfernung die zwei Kutschen des Landgrafen, als er abends nach Darmstadt fuhr. — Als es acht Uhr war, fuhren sie ruhig aus dem Schlosse Kranichstein, die Straße gegen Darmstadt hin; allein die erste, in welcher stets der Landgraf zu sitzen pflegte, war leer, er aber und drei tapfere Begleiter saßen in der zweiten. — Als die erste Kutsche an die Stelle kam, die der Zigeuner bezeichnet hatte, gab es plötzlich am Saume des Waldes ein Geräusch in den Blättern, vier Zigeuner stürzten auf den Wagen los und feuern zugleich ihre Gewehre ab, deren Kugeln alle durch die Wände des Wagens drangen. Gewiß, daß sie ihre Absicht erreicht hätten, wollten sie eiligst wieder in den Wald zurück, aber der Landgraf und seine Begleiter vertraten ihnen den Weg, und im tausenden Galopp sprengten die Reiter heran. Ganz verdukt und ohne Rath standen die Mörder da und ließen sich gefangen nehmen und binden. Während man sie band, gabs einen wahren Höllenlärm im Walde. Die Soldaten erhoben ein wildes Siegesgeschrei, denn sie hatten die ganze Zigeunerhorde gefangen. — Der Landgraf war nun nicht mehr zu halten, und kaum konnten ihm seine Begleiter folgen, so eilte er tiefer in den Wald hinein. — Noch nicht 300 Schritte war der Landgraf in den Wald hineingedrungen, da bleibt er plötzlich am Stamme einer Eiche stehen, denn zu seinen Füßen spielt ein Zigeunerknäblein arglos mit einem jungen Hunde. Das Kind war ganz un-

bekümmert um das, was um es vorging, von dem es ja auch noch keine Vorstellung hatte. Es war ein gar schönes Kind, und als nun die Soldaten die Gefangenen herzubrachten, zeigte es sich, daß es das Kind des Wildesten der Mörder war, die eben nach dem Landgrafen geschossen hatten, dessen Mutter nicht mehr lebte. Was that der Landgraf? Ergriffen von den Ereignissen dieser Stunde, ergriffen von dem Gedanken an die wunderbare Rettung, die ihm durch Gottes allwaltende Barmherzigkeit zu Theil geworden, hebt der edle Landgraf das schöne Kind auf seine Arme, liebte es und schwört, ihm ein Vater und Versorger zu sein, um sich also dankbar gegen Gottes Gnade für das so wunderbar gerettete Leben zu bezeugen. Die Mörder traf wohlverdient die ganze Schwere des Gesetzes. Sie wurden gehängt. Die Zigeunerhorde wurde über die Grenze gebracht und ihr angekündigt, daß jeder Zigeuner, der sich auf heissen Boden betreten ließe, ohne Weiteres gehängt werden würde; das Kind aber ließ der edle Fürst väterlich erziehen, ließ es unterrichten, und als es ein wackerer Mann geworden, wurde er Förster in demselben Walde, in welchem sein Vater nach dem Leben seines hochherzigen Wohlthäters getrachtet hatte. Seinem Retter aber, dem jungen Zigeuner, kaufte der Landgraf in dem Städtchen Gernsheim Haus und Gut. Er ließ sich da nieder, verheiratete sich, baute fleißig seinen Acker, und genoß die Achtung und Liebe seiner Mitbürger wohlverdient bis an sein Ende.

Skizzen aus dem Hinterland.

Vielen ist das Hinterland, jener schmale von Süden nach Norden ziehende Teil der ehemals Großherzoglich Hessischen

Provinz Oberhessen, nur dem Namen nach bekannt und ist von der heßischen Rheinprovinz und von Starkenburg gar oft mit Sibirien verglichen worden. Aber Mancher hat sich doch schon geirrt. Es finden sich im Hinterlande hin und wieder altertümliche Reste einer gloriwürdigen Vorzeit. Durch Biedenkopf fließt die sogenannte Cottenbach (was daselbe sein soll mit Schattenbach), an deren Ursprung, wie die Sage geht, ein Schattenfürst begraben liegt. Insbesondere ist die Stätte zu erwähnen, wo vordem ein Jagdschloß Landgraf Ludwigs VIII. im sogenannten Katzenbach, eine halbe Stunde von dem Dorfe Eckelshausen entfernt, gestanden hat, wovon jetzt kaum noch Spuren zu erkennen sind, in dessen nächster Nachbarschaft aber noch die Häuser von den Nachkommen der früheren leibeigenen Bauern bewohnt werden, in deren Munde die Erzählungen von den Jagdthaten jenes Landgrafen, der jährlich vier Wochen zu diesem Behufe dort zugebracht haben soll, fortleben. — Nächst diesem verdient das Schloß, dicht über Biedenkopf auf einem das Lahnthal beherrschenden malerischen Felsen gelegen, Erwähnung. Es ist in noch ziemlich erhaltenem Zustande und wurde aus den von Sr. Königlichen Hoheit dem verstorbenen Großherzog Ludwig III. zu dergleichen Zwecken bestimmten Mitteln in seinen etwas zerfallenen Ringmauern wieder ausgebeffert. Sein Alter mag bis in den Anfang des 14. Jahrhunderts hinaufreichen, da es der Sage nach von Heinrich des Kindes Sohn, Otto, der in Warburg residirte, erbaut wurde, worauf Landgraf Heinrich II., der Eisenke, der einen Teil der Herrschaft Itter erwarb, dieses Schloß von Zeit zu Zeit bewohnt haben soll. Noch jetzt schrecken sich die Kinder, wenn sie oben an den Mauern des Schlosses spielen,

mit dem Ruf: Last, der Eiserne Heinrich kimmt! Ein ähnliches, doch ganz zerfallenes Schloß befindet sich oberhalb Hatzfeld an der Eder und ein alter Wartturm auf dem Burgberg zu Battenberg, das vordem der Sitz eigener Grafen gewesen, bis es Heinrich III., damals Landgraf zu Oberhessen, an seine Herrschaft brachte. Eine Viertelstunde oberhalb Battenberg an der Eder liegt ein Dörflein, die sogenannte Gröge, wo, einer früheren Concession gemäß, ein Zigeuner-Häuschen, eine niedrige Hütte mit einem einzigen Stubenraum, steht. Dahin ziehen sich noch immer alljährlich im Winter einzelne Zigeunerfamilien hin, welche wahrhaftig und Speck und Mehl bettelnd die Ortschaften umher besuchen. Als eine besondere Karität verdient eine uralte Frau aus Battenberg, welche unter dem Namen Bärbel (Bärwel) bekannt war, erwähnt zu werden. Diese ist in keinem Kirchenbuche eingeschrieben, keine Gemeinde erinnert sich eines Unrechts an ihre Person; ohne irgend einen Angehörigen irrte sie von Dorf zu Dorf, einen Stab in der Hand, ihre ganze Habe mit sich schleppend, nämlich den Anzug den sie trug, einen Vogel in einem Korbe und einen kleinen garstigen Hund neben sich oder in ihrer Schürze beim Brod. Sogar meine Eltern erinnerten sich nicht, sie je jugendlich gesehen zu haben, und man schätzte ihr Alter über hundert Jahre. Wenn es hieß: Das Bärbel ist da! dann waren wir sämmtlichen Jungen, wie mit einem Zauberschlag, alle beisammen und folgten ihr dann Schritt auf Tritt durch den ganzen Ort hindurch. Sie soll Buttermilchsuppe gern gegessen haben. Wenn wir Jungen dann fragten: Bärbel, was ißt du gern? Dann antwortete sie jedesmal: Bottermilch äß mei Löwe! Während war ihr Auftreten am Charfreitage, wo sie in ge-

schönsten Kleidern einmal das heilige Abendmahl genoß. Bekanntlich zeichnen sich die Hinterländer Landleute durch sehr nationale Trachten aus. Vorzüglich findet sich diese Originalität der Tracht beim weiblichen Geschlecht. Namentlich ist ihre Kopfbedeckung ganz eigentümlich, welche sie Mutsche nennen. Am auffallendsten ist diese Kopfbedeckung im Grund Breidenbach. Da wird die Kopfbedeckung Stülpchen genannt. Dasselbe bedeckt drei Vierteltheile des Kopfes und steht auch noch etwa 5 Cm. hinten vom Kopfe ab. Jeder Bezirk, ja fast jedes Dorf hat seine eigene Kleidung und Farben. Eine ziemlich schauerliche Sitte ist, daß sich die Bauerweiber bei Regenwetter mit großen Tüchern umhängen, die einem Leichengewande sehr gleichen. Das Temperament des Hinterländers ist im Ganzen eher gutmütig und heiter, als roh und lärmend. Mit Vergnügen hört man gewiß den Gesang der Hinterländer Bauernmädchen, welcher etwas schrill und ungeschmeidig lautet, doch durch ein festes und sicheres Ensemble keinen unangenehmen Eindruck macht. Daß sich unter den Hinterländerinnen auf dem Lande viele Schönheiten finden, ist schon aus den vielen Bildern von solchen zu mutmaßen. Die vorherrschend helle Hautfarbe und blonde Haare. — Das Hinterland ist durchgängig Gebirgsland. Die zahlreichen Schieferberge liegen dicht zusammen und lassen der Lahn und Eder nur schmale Durchgänge. Das Thal der Lahn breitet sich eine Stunde abwärts Biedenkopf bis auf eine halbe Stunde aus, ist aber größtenteils nur 1000—2000 Schritte weit. In diesen Strecken liegt fruchtbares Ackerland; in übrigen schmalen Thälern sind zum Teil Wiesen, zum Teil Acker angelegt. An den Bergen ist die Buche das herrschende Forstholz, darunter macht die Eiche einen wesentlichen Bestand.

Im Ganzen genommen ist Wald im Überfluß da. Was Hochwild anbelangt, so trifft man in der Oberförsterei Biedenkopf noch viele Rehe an. Doch der größte Rehbestand kommt in der Oberförsterei Battenberg und Dodenau vor. Für den Jäger hat die Hasenjagd wenig Interesse, da dieses Wild in der That hier rar ist. Dagegen verdient diese Gegend wegen ihres besondern Reichthums an Schnepfen, welche hier, besonders in der Nachbarschaft des höchsten Punktes (der Sackpfeife) nisten, Erwähnung. Auch Auer- und Haselhühner sind hier nicht selten. In der Lahn giebt es recht viel Fische, namentlich Hechte und Forellen. Wegen der steinigen Schieferberge sind die Fahrkühn an den Klauen sämmtlich beschlagen. — Was dem Hinterland an Fruchtbarkeit in vieler Beziehung abgeht, wird auf der andern Seite in Bezug auf Schönheit ersetzt. Reisende habe ich sagen hören, unter den vielen Gegenden, die sie des Vergnügens halber besucht hätten, wäre ihnen keine so reizend erschienen als diese. Seit dem Jahre 1882 läuft durch das Lahnthal eine Eisenbahn. Auf der Höhe von Dautphe entfaltet sich dem Auge eine entzückende Aussicht, den Lahnfluß entlang bis auf das in der Ferne an einem kegelförmigen Berge ruhende Biedenkopf. Eins der herrlichsten Thäler im Hinterlande aber ist das Ederthal. Ein weites Thal, welches sich in seiner Breite fast bis hinab nach Frankenberg zieht, von wo aus dasselbe dann wieder enger wird. Eine dem Auge weithin reichende Aussicht ist die von Battenberg aus. Steht man am Pfarrhanse in Battenberg, so kann man dieses fruchtbare Thal in einer Länge von 2 $\frac{1}{2}$ Stunde übersehen. Bei hellem Wetter sieht man noch einen Teil der Stadt Frankenberg mit ihrer Kirche. Zu Füßen hat man das Dörf-

chen Battenfeld, wo einst Karl der Große die Sachsen schlug. Als die Straße, welche von Battenfeld nach der Kröge führt, gebaut wurde, fand man beim Ausgraben (unweit der Kröge) eine Menge kleiner Hufeisen und Kugeln. Letztere hatten die Größe eines mittelmäßigen Apfels. Noch heute kann man dort in manchen Häusern von diesen Kugeln zu sehen bekommen, wo sie die Stelle der Uhrgewichte vertreten. Am Fuße des Berges schlängelt sich die Eder durch dieses fruchtbare Thal hin, begrüßt auf ihrem Laufe die Stadt Frankenberg, um von da aus ihren Lauf weiter durch die Herrschaft Itter, welche vor 1866 noch zum Großherzogthum Hessen gehörte, fortzusetzen. Auch die Eder ist sehr fischreich, sogar an Salmen, welche aus der Weser heraufsteigen. Ungefähr fünf Minuten von Battenfeld, die Eder abwärts, liegt Allendorf, ein großes Dorf. Von diesem Dorfe aus, in nördlicher Richtung, zieht sich ein schmaler Wiesengrund über eine Stunde lang bis an die Gemarkung Bromskirchen hin. Durch denselben ergießt sich ein schon starker Bach, die Lenspöhe genannt, welcher unterhalb Allendorf in die Eder mündet. Auch dieses Thal bietet dem Auge Naturschönheiten dar. — Weiter eine Stunde über dem Dorfe, ebenfalls in nördlicher Richtung, liegt eine Colonie (Osterfeld genannt). Auffallend ist für den Fremden der Dialekt dieser Leute. — Weiter die Eder zehn Minuten abwärts liegt Kennertehausen, ebenfalls ein großes Dorf mit fruchtbarer Gemarkung. — Ungefähr drei Viertelstunden (in nordöstlicher Richtung) von Allendorf entfernt, hat früher noch ein Ort (Bönighausen genannt) gestanden. Da sieht man jetzt noch Reste einer zerfallenen Mauer, wo, der Sage nach, die Kirche gestanden haben soll.

Noch jetzt wird der Weg dahin der „Pfaffenweg“ genannt. — Battenberg hatte ums Jahr 1238 zum Teil dem Grafen von Wiesenfeld, bei Frankenberg gelegen, und dem Grafen Siegfried von Wittgenstein gehört. — Auch der Oberlahngau war ums Jahr 1238 in zwei Hauptgerichtsorte geteilt. Den einen zu Wetter, auch Stift genannt, den andern zu Rachelshausen (im Kirchspiel Gladenbach). Auch Eckelshausen hatte noch zu Rachelshausen gehört. — Wenn es im Hinterland etwas länger als in niederen Gegenden rauh ist, so ist doch kein Mangel an Holz; wenn der Felder nur wenige sind, die den trefflichen Weizen und zarte Ölpflanzen tragen, wenn es an feinen Gemüsen, dem Weinstock und ausgesuchten Obstsorten fehlt, — so verhungert darum der Hinterländer nicht, und macht ihm der anmutige Wechsel seiner Berge und Thäler und das Grün seiner Wälder seine Heimat doch lieb und wert. Es komme, wer von den Schrecken des Buchfinkenlandes gehört hat, im Mai, um selbst zu sehen, und er wird mit Vergnügen an diese arkadiengleiche Landschaft zurückdenken.

Das Pilgerland unserer Zugvögel.

Eben ist der Rukuk verstummt; schon hat er seine Pilgerreise in die wärmere Heimat angetreten. Da erhebt sich auch um die Mitte des August ernst und feierlich unser lieber Hausfreund, der Storch, von seinem Dache. Mit gewaltigem Flügelschlage, laut klappernd erhebt er sich. Stolz schwebt er über der geliebten Heimat, in welcher er seine Kinder zeugte. Als ob er sie noch einmal überblickend allmählich verschwindend von ihr scheiden wollte, umschwebt er in schönem Kreise die liebgewordene Stätte. Immer höher hebt sich sein Flug, und

immer weiter, immer majestätischer werden die Kreise. So steigt er, dem Adler gleich, in stolzen Spiralen hinauf zu den Wolken; an seiner Seite das treue Weib, die zarten Kinder. Lange schwebt er so in unendlicher Ferne, zuletzt einem Punkte gleich, im reinen Äther. Endlich ist er unserm Auge entschwunden.

Bald folgen ihm oder eilen ihm voraus, wenn auch unbemerkter und stiller, der goldgefiederte Pfingstvogel, die weiße Bachstelze, der graue Wendehals, der gravitatische Fischreiher, der sonderbar gekrönte Wiedehopf. Im September ist auch das fröhliche Geschwäg unserer Hausfreundin, der Schwalbe, am Dachgesimse verstummt. Den Beschluß der Pilger macht der Kranich. In schwindelnder Höhe zieht er, im wunderbaren Zickzack, mit seinen Verwandten vereint, schreiend über das Stoppelfeld. Nun herrscht feierliche Stille auf der Flur! Wohin ziehen aber die lieben Vögel? — Jahrhunderte hindurch sahen die Menschen diese kommen und gehen, und doch wußten sie bis in die neueste Zeit kaum, woher die Vögel kamen, wohin sie wieder eilten. Wo und wie das Land ihrer Pilgerschaft wäre? Erst die Reisen neuerer Naturforscher verbreiteten hierüber Licht. Hiernach ziehen die meisten unserer besiedelten Freunde über das Mittelmeer nach Ägypten, dem Roten Meere, besonders aber nach Rubien. Das letztere scheint der allgemeine Aufenthaltsort unserer Zugvögel, scheint das eigentliche Paradies derselben zu sein, da nach den Versicherungen des Baron Müller wohl kaum ein anderer Erdteil einen größeren Reichthum an Arten beherbergen möchte.

Hier an den Fluten des Weißen und Blauen Nil treffen wir auch unsern Hausfreund, den Storch, wieder. In un-

geheuren Heerden durchschwimmt er auch hier in mächtigen Kreisen die Luft. Er hätte sich aber auch kaum eine schönere Heimat in nächster Nähe wählen können, als die ruhig dahingleitenden Fluten des Weißen Nil, keine bessere Jahreszeit, als die Regenzeit, welche in diesem Teile von Afrika von Ende November bis Anfangs März dauert und reichliche Nahrung bietet. Mit ihr erscheinen auch die Insekten, die Nahrung der Singvögel, und verschwinden ebenso auch größtenteils wieder mit dem letzten Regen. Prachtvolle, dichte Urwälder umsäumen die Fluten des Weißen Nil oberhalb Chartum. Von Zeit zu Zeit tauchen im Strome einzelne Inseln hervor, mit Schaaren von Vögeln bedeckt. Hier stolziren der prachtvolle Königsreiher, der glänzend weiße Silberreiher, der gravitatische Löffler, der heilige Ibis unter unzähligen Vogelschaaren. Höchst selten stolzirt darunter ein anderer merkwürdiger Sumpfvogel, mit einem braunroten Schnabel bei den Weibchen, einem gelben bei den Männchen. Es ist dies der Schuhschnabel, wie ihn die arabisch sprechenden Völker Ost-Sudans bezeichnend nennen. Es ist dies aber ein Vogel, der eben nur in Afrika heimisch ist; in seiner Erscheinung ein Märchen, in seinem Wesen und Sein ein Rätsel. Seine phantastische Gestalt umhüllt ein Märchen-duft; er ist nach der Sage der Eingebornen der wunderbare Hüter des heiligen Stroms, welcher seine Quellen verbirgt. Je zahlreicher am Flusse die Wälder, um so lauter das Leben der Tierwelt. Feigenbäume mit kleinen grünen Früchten, verwandte Sycomoren, hochstämmige Mimosen, hohe, wilde, von Termiten bewohnte Drangen, riesige einzeln und frei stehende, einladende Plätzchen beschattende Tamarindenbäume bilden die Wälder. Zahllose Papageien, prachtvoll glänzende kleine Honig-

sauger wiegen sich auf den Schlingpflanzen. Tausende von Affen üben sich mit unendlicher Gewandtheit im Springen. Oft machen sie Säge von 3—4 Meter. Da aber diese Entfernung zu groß, berühren sie im Sprunge einen strohhalm-dicken Zweig, erhalten dadurch neue Schwungkraft und gelangen nun erst zum Ziele. Unbezähmbare Freiheitsliebe bezeichnet ihren Charakter. Um so unglücklichere Gesichter zeigen sie als Gefangene. Im Gefühle des höchsten Schmerzes legen sie den Kopf in die Hände, um mit diesen ihre Augen zu bedecken. Auf einer Sandbank im Nil befindet sich eben neben vielen Nasgeiern und Milanen ein stolzes Seeadlerpaar. Auch mehrere Krokodile befinden sich in der Gesellschaft. Eins von ihnen macht, wahrscheinlich nicht in freundlicher Absicht, von Zeit zu Zeit 6—7 Schritte nach den Adlern hin. Die Adler fliegen empor, um sich unweit davon wieder niederzulassen. So währt das Spiel einige Zeit. Da stürzt sich aus wolkenloser Höhe urplötzlich ein Geier herab. Alles weicht und verläßt die Insel. Selbst die Krokodile wälzen sich, vielleicht nur aus Überraschung, in die sicheren Fluten. Ein Adler bleibt, erhebt sich ungefähr 3 Meter und stürzt sich auf den Geier. Beide packen sich in der Luft; aber der Geier räumt die Insel. Am Blauen Nil würden wir den prächtigen Adler häufig und immer nur ein Paar an einem Orte finden. Schwarz in Flügel und Mantel, rostrot in Hosen und Bauch, mit gelblichen Füßen, weißem Kopf, Hals, Rücken und weißer Brust, so thront er oft auf dürrem Aste frei im Vordergrunde der frischgrünen Flußuferbelaubung, in majestätischer Ruhe, die vorüberrauschenden Wasser durchforschend, ein wahrhaft prächtiger Anblick. Wenn er jedoch seine Stimme erschallen läßt,

strengt er sich entseßlich an, breitet den Schwanz fächerartig nach oben über die Flügel aus und beugt den Kopf tief nach unten. Fliegend schreiend, scheint es fast, als überschlüge er sich. Sein Aussehen verkündet Troß. Ein anderer sonderbarer Vogel ist der Königskranich. Nur einmal des Tages, frißt er am Morgen in Gesellschaft des grauen und Jungfern-Kranichs. Darum ladet er den Kropf ganz voll, verläßt nach zwei Stunden nach Sonnenaufgang gesellschaftlich den Futterplatz, zieht nach den Sandbänken des Nil und ergötzt sich hier bis Sonnenuntergang mit Springen und Tanzen. Er hat sich gesichert; denn, eine Gesellschaft von vielen Hunderten, sandten sie ihre Boten ab, um sich nach den Jägern umzuschauen. Nur die Nacht führt ihn zum Schlafe in die Wälder zurück. Am flachen Uferrande erscheinen, von den Arabern gepflegt, blühende Tabaksfelder neben undurchdringlichem Rohre. Prachtvolle Schlingpflanzen ziehen sich, dichte buntfarbige Laubketten bildend, von Baum zu Baum. Auch ein Urbaumwollendickicht erscheint, hinter ihm ein Dornenwald, von dem bözartigsten aller Gräser, dem Gesek der Araber, durchrankt. Nur einzelne höchst unangenehme Irrwege, von Hunderten von Elefanten gebahnt, führen zum Flusse, dem auch diese Riesen der Tierwelt nur des Nachts zum Trinken nahen. Sie sind nicht die einzigen Bewohner der Wälder; denn hier jagen auch der Löwe, die Hyäne; hier auch schweifen Heerden von Antilopen und Kafferochsen. Große Ketten von Perlhühnern durchwandern die Baumwollfelder, Myriaden von Wanderheuschrecken belagern an gewissen Stellen jeden Baum und Busch und erheben sich bei der leisesten Störung in dicken Wolken. Darum

hat sich der Röhresfalk in großen Heerden hierher begeben. Er findet eine reiche Mahlzeit.

Im östlichen Afrika findet sich der Marabu. Wo Nas, ist auch er. Mit seinem ungeheuren Schlunde verschlingt er selbst Ochsenfüße mit Haut und Haar und Huf. Sogar tödtlich verwundet, nimmt er noch laufend alles Eßbare mit. Sein Flug ist majestätisch und stolz, am leichtesten je höher er schwebt. Auf der Erde nimmt er sich um so lächerlicher aus. Bierthaler vergleicht ihn, der mit bedächtig abgemessenen Schritten einherwandelt, mit einem Hofmanne, welcher, von vieljährigen Diensten krumm gebückt, in schwarzblauem Frack, in enge weiße Beinkleider eingezwängt, mit feuerroter Perrücke, aber den Kopf stets mit Grind bedeckt, schlau und ängstlich umherblickt. Ganz anders benimmt sich eine Milane. Im Fluge frißt sie. Hält sie ein Stück Fleisch in den Fängen, so reißt sie mit ihrem Schnabel Stücke davon ab, verschlingt sie und läßt dann das größere Stück fallen, um es, bevor es noch die Erde erreichte, wieder zu ergreifen. Auf den graziösen Schaften Baobab haust der Chiquera, ein reizender Edelfalk. Wo diese Palme, ist auch er, sonst nirgends, nie oder höchst selten auf dem blätterlosen Baobab, nicht einmal auf den verwandten Dompalmen. Blitzschnell von Baum zu Baum fliegend, oder schäfernd und schreiend mit seinem Weibchen in der Luft spielend, ist ihm oft schon eine einzige Palme als Wohnung genug. Sitzend verbirgt er sich immer hinter den Zweigen der Palmen. An den Baobab schließt sich gleich majestätisch mit ihrer Krone die Dompalme an. Oft ist sie von bezaubernd schönen Schlingpflanzenguirlanden geschmückt, oft auch von anderen Bäumen wie von einer grünen Mauer umgeben. Wenn sie dann, gefell-

schaftlich zu fünf bis zwölf vereint, ihre Wipfel über die grüne Mauer emporsendet, dann scheint sie, aus der Ferne gesehen, eine einzige hohe Kuppel zu bilden, vor welcher der Wanderer bewundernd stillsteht.

So ist das Land, wohin unsere befiederten Freunde alljährlich wandern, woher sie wiedertehren. Kein Wunder, wenn sie sich ein solches erkoren, wo Kraft und Schönheit gleichmäßig wohnen.

So bekommen die Schiffer auf verschiedene Weise geflügelten Besuch. Im indischen Ocean stellen sich oft die prachtvollsten Vögel ein. Sie amüsiren sich in der Takelage und verschwinden dann wieder zwischen Himmel und Wasser. Zwei Arten von Kukuks wandern zwischen Australien und Neu-Seeland, 1000 englische Meilen von der nächsten Insel, Besuch von einem schwalbengroßen, aber überaus prachtvollen Vogel mit tiefblauer Brust, grünem Schwanz, scharlachroten Flügeln, hochgefiedertem goldenem Kämme und rotem Gefieder um die Augen. Man entdeckte ihn oben im Tauwerke. Der Kapitain hielt ihm Reis auf einem Teller hin. Sofort flog er herunter auf seinen Arm und verzehrte seine Reisspeise mit dem wunderbarsten Appetite. Er war gleich zahm und that sofort wie ganz zu Hause. Wenn in der Kajüte gegessen ward, hüpfte er ganz zutraulich von Teller zu Teller und kostete von Allem, wobei er sich manchmal den Schnabel an den harten Fingern eines Seemanns wezte. Einmal beobachtete man ihn allein in der Kajüte vor dem Spiegel, seinem Ebenbilde die rührendsten Klagen zuglücksend; so wie er bemerkte, daß er beobachtet ward, flog er, wie beschämt, an das entgegengesetzte Ende. Endlich landete das Schiff an einer kleinen Gesellschafts-

insel, von der mehrere Häuptlinge an Bord kamen. Sowie sie den Vogel an Bord sahen, stürzten sie auf ihre Kniee, beugten ihre Häupter und beteten. Es ergab sich, daß der Vogel der Gott der Insel war, der auf einer Spazierfahrt den Weg verloren und sich auf das Schiff gerettet hatte. Die Häuptlinge boten eine große Summe für die Auslösung ihres Gottes. Aber Schiffer sind nach alter Sitte gastfrei gegen alle solche Gäste, so daß der bunte, geflügelte kleine Gott umsonst ausgeliefert ward.

Näher am Lande sehen die Schiffe manchmal wie Vogelbauer in der Tafelage aus. Kleinere, schwächere Zugvögel, eine Art Bachstelze, Lerchen u. s. w. kommen in Masse auf Schiffe. Ein schwedischer Kapitain sah einmal eine ganze Wolke Bachstelzen gegen einen Gewittersturm kämpfen, um sein Schiff zu erreichen. Es wurde Nacht und das Gewitter furchtbar mit seinem Orkane. Am folgenden Morgen sah er das Meer mit Bachstelzen und Lerchen besät. Bloß eine Lerche und eine Motacille (Nachtigall) hatten das Schiff erreicht und fraßen sofort aus der Hand. Drosseln machen oft beinahe die ganze Seereise auf Schiffen, die zwischen den Cycladen und Griechenland laufen. Der Fethammer benützt oft die Küstenschiffahrt Englands, um wohlfeil zu reisen. Manchmal bleiben kleine Heerden über 24 Stunden an Bord. Dies ist ein flüchtiger Blick in eine interessante, noch wenig beobachtete Sphäre der Natur und ihrer Lebensphänomene, der sich noch viel abgewinnen ließe. Überall, wo man das Leben packt, ist's interessant, und hier gewiß mehr, als an vielen anderen Ausflüssen.

Der Matrose und die Löwin.

Die Löwin hat eine unbeschreibliche Liebe zu ihren Jungen, und um diese Zeit ist sie schrecklich und fällt Menschen und Tiere ohne Unterschied an. Gleichwohl wagen es die Neger, ihr die Jungen zu nehmen, während sie auf Raub ausgegangen ist, um sie zu zähmen oder zu schlachten. Wehe den Räubern ihrer Jungen, wenn sie von der Löwin ertappt werden. Ein merkwürdiges Beispiel hiervon ist folgendes: Von der Mannschaft eines englischen Schiffes, die an einer Stelle der ostindischen Küste ans Land geschickt worden war, um Holz zu fällen, hatte sich ein Matrose entfernt und sich weiter, als die übrigen, in die Waldung gewagt. Aber plötzlich hemmte Schrecken seine Schritte; denn er sah rasch eine Löwin auf sich zueilen, der zu entfliehen nicht mehr möglich war. Doch bald trat Verwunderung an die Stelle der Furcht, da sich das Tier ihm ruhig vor die Füße legte, erst ihn ansah, und dann nach einem Baume hinblickte. Nachdem sie dieses einige Male wiederholt hatte, stand sie wieder auf und ging auf jenen Baum zu, sah sich aber immer nach dem Matrosen um, woraus dieser schloß, daß sie wünsche, er solle ihr folgen, was er dann auch that. Als er bei dem Baume ankam, sah er auf diesem einen großen Pavian sitzen, der zwei kleine Tierchen im Arme hatte, welches die jungen Löwen sein mochten, wie er aus den unverwandt dahin gerichteten Blicken der Löwin schloß, die sich lagenartig unter den Baum niedergelegt hatte. Hinauf zu klettern und dem Pavian die Beute abzujagen, dazu hatte er nun eben keine Lust; aber er war mit einer Art versehen, und so dachte er bequemer und sicherer den Wunsch

er Löwin zu erfüllen. Rasch fing er nun an, den Baum zu hauen, bei welcher Arbeit die Löwin abwechselnd ihn und den Räuber ihrer Jungen im Auge behielt, was ihm in der Fortdauer seiner Arbeit ein nicht kleiner Sporn war; auch dauerte es nicht lange, so mußte der Baum seinen heftigen Stößen weichen; er fiel und mit ihm der Babian, den die Löwin mit einem Saße faßte und in Stücke zerriß. Sowie dies geschehen war, bekümmerte sie sich um ihre Kleinen, die sie zu wiederholten Malen besuchte; dann ging sie auf den Felsen zu, der durch die Wuth, mit welcher sie über den Babian hergefallen war, von neuem in Schrecken gesetzt, wie ein Felsen zitterte. Aber auch diesmal war seine Furcht grundlos. Wie ein Hund ging sie schmeichelnd um ihn herum, lobte ihren Kopf mehrere Male an ihm und nahm darauf, nachdem sie ihm ihre schuldige Dankbarkeit gezeigt hatte, erst das eine und nachher das andere Junge und eilte rasch damit ab. Der Matrose eilte hierauf schnellen Laufs dem Schiffe zu, wo er erst nach einiger Zeit so weit wieder zur Besinnung gekommen, daß er erzählen konnte, was ihm widerfahren war. Die Löwen gefangen, lassen sich die Löwen nicht nur zähmen und zum Jagd und zum Ziehen abrichten, sondern sie legen auch die furchtbare Gemüthsart ab und sind dem, der sie pflegt, sehr dankbar zugethan.

Das Märchen vom Schlaraffenland.

Hört zu, ich will euch von einem guten Lande sagen, in dem würde mancher auswandern, wüßte er, wo selbiges läge und eine gute Schiffsgelegenheit. Aber der Weg dahin ist nicht für die Jungen und für die Alten, im Winter zu kalt

und im Sommer zu heiß. Die schöne Gegend heißt das Schlaraffenland, da sind die Häuser gedeckt mit Eierfladen und Thüren und Wände sind von Lebkuchen, und die Balken von Schweinebraten. Was man bei uns für einen Dukaten kauft, kostet dort nur einen Pfennig. Um jedes Haus herum steht ein Zaun, der ist von Bratwürsten geflochten und von bairischen Würstlein, die sind theils auf dem Rost gebraten, theils frisch gesotten, je nachdem sie Einer so oder so gern isst. Alle Brunnen sind voll Cypernwein, andere süße Wein auch Champagner, rinnen Einem nur so in den Mund hinein wenn man ihn an die Röhre hält. Wer also gern solche Weine trinkt, der eile sich, daß er in das Schlaraffenland hineinkomme. Auf den Birken und Weiden wachsen Semmel frischbäcker, unter diesen Bäumen fließen Milchbäche, in die fallen die Semmeln hinein und weichen sich selbst ein für Alle, welche gern einbrocken. Holla Grethel, holla Steffen! Wollt ihr nicht auswandern? Macht euch herbei zum Semmelbach, und vergeßt nicht, einen großen Milchlöffel mitzubringen. Die Fische schwimmen in dem Schlaraffenlande oben auf dem Wasser, sind auch schon gebäcker oder gesotten, und schwimmen ganz nahe am Gestade; wenn aber Einer gar zu faul ist und ein ächter Schlaraffe, der darf nur rufen bist! bist! kommen die Fische auch heraus aufs Land spaziert und hüpfen dem guten Schlaraffen in die Hand, so daß er nicht zu hüden braucht. Das könnt ihr glauben daß die Vögel dort gebraten in der Luft herumfliegen, Gänse und Truthähne, Tauben und Kapaunen, Lerchen und Krammetsvögel und wem es zu viel Mühe macht, die Hand darnach auszustrecken, dem fliegen sie schnurstracks ins Maul hinein. T

panferkel gerathen dort alle Jahre überaus trefflich; sie laufen braten umher, und jedes trägt ein Tranchirmesser im Rücken, mit, wer da will, sich ein frisches, saftiges Stück abschneiden in. Die Käse wachsen in dem Schlaraffenlande wie : Steine, groß und klein, die Steine selbst sind nicht hart wie bei uns, sondern lauter Butteroder Mehl-ße oder auch kleine Fleischpastetchen. Im Winter, wenn regnet, regnet es lauter Honig in süßen Tropfen, kann einer lecken und schlecken, daß es eine Lust ist, und nn es schneit, so schneit es klaren Zucker, und wenn es gelt, so hagelt es Würfelzucker, untermischt mit Feigen, sinnen und Mandeln. Im Schlaraffenlande legen nicht ß die Vögel, sondern auch die Kasse Eier, ganze Körbe ll, so daß man tausend um einen Pfennig kauft. Und das Id kann man von den Bäumen schütteln, wie die Kastanien. der kann sich das Beste herschütteln und das minder erthvolle liegen lassen. In diesem Lande gibt es auch öße Wälder, da wachsen im Buschwerk und auf den Bäumen schönsten Kleider: Röcke, Mäntel, Westen, Hosen und ämfer von allen Farben, schwarz, grün, gelb, blau oder , und wer ein neues Gewand braucht, der geht in den ald und wirft es mit einem Stein oder schießt es mit dem olzen herunter. In ber Heide wachsen schöne Damenkleider, ieder, Schürzen, Schwals von Seide, Sammet, Atlas, abras, Tafft, Ranking, u. s. w. Das Gras besteht aus iter Bändern von allen Farben, auch gestreift und gewässert. e Wachholderstöcke tragen goldene Schließchen, Armbänder d Nadeln, und ihre Beeren sind nicht grün oder schwarz m Räuchern, sondern ächte Perlen. An den Tannen hängen

statt der Zapfen Damenuhren, Medaillons und andere Anhängsel sehr künstlich. Auf den Stauden wachsen Stiefel und Schuhe, auch Herren und Damenhüte, schön geflochtene Strohhüte mit Straußfedern und allerlei Kopfpuz, künstliche Blumen und Paradiesvögeln, Kolibri, Brillantkäfern, Perlen-, Schmelz- und Goldborten verziert. Dieses edle Land hat auch herrliche Quellen und Bäder, welche die Kraft haben, die Alten wieder zu verjüngen. Kommt der älteste Greis mit Runzeln und eisgrauen Haaren hinein und gebraucht dieselben nur drei Tage, so wird ein flinker schmucker Bursche daraus, und die Krüden werden weggeworfen. So auch die alten Weiber, denen Zähne fehlen. In Kurzem beißen sie wieder Haselnüsse auf und tanzen Walzer und Schottisch. Auch viel und mancherlei Kurzweil gibt es in dem Schlaraffenland. Da wird gespielt, vom Morgen bis Abend jeder gewinnt, auch wer hier immer neben die Scheibe schoß und sein letztes Geld verlor. Auch für die Schlafmützen und Faulpelze, die hier durch ihre Trägheit arm werden, so daß sie bankerott machen und Betteln gehen müssen, ist jenes Land vortrefflich. Jede Stunde Schlafens bringt dort eine Mark. Die Trinker haben den besten Wein umsonst und von jedem Trunk und Schluck noch drei Mark Lohn, sowohl Frauen als Männer. Überhaupt wird nichts umsonst gethan. Wer die Leute am besten necken und aufziehen kann, bekommt jedesmal zwei Mark, und wer die größte Lüge sagt hat allemal eine Krone dafür. Schade für manchen, daß es hier nicht auch so ist.

Wer dort ein gelehrter Mann sein will, muß auf einen Grobian studirt haben. Solcher Studenten giebt's auch

bei uns zu Lande, haben aber keinen Dank davon und keine Ehre.

Wer gern arbeitet, Gutes thut und Böses läßt, dem ist jedermann dort abhold, und er wird des Schlaraffenlandes verwiesen. Aber wer tölpisch ist und gar nichts kann und dabei doch voll dummen Dünkels steckt, der ist dort als ein Edelmann angesehen. Wer nichts kann, als schlafen, essen, trinken, tanzen und spielen, der wird zum Grafen ernannt. Dem aber, welchen das allgemeine Urtheil als den Faulsten und zu allem Guten Untauglichsten erkennt, der wird König über das ganze Land und hat ein großes Einkommen. Nun wißt ihr des Schlaraffenlandes Art und Eigenschaft. Wer sich also aufmachen und dort eine Reise unternehmen will, aber den Weg nicht weiß, der frage einen Blinden; aber auch ein Stummer ist gut zum Ratgeber, denn er sagt ihm gewißlich keinen falschen Weg.

Um das ganze Land herum ist eine berg hohe Mauer von Reiskrei. Wer hinein oder heraus will, muß sich da erst in die Quere durchfressen, und das gelingt nicht einem jeden.

Der Advokat und der Teufel.

In X. lebte einmal ein Advokat, das war ein rechter Leuteschinder, der den armen Bauern das Fell über die Ohren zog, ein Prozeß über den andern auf den Hals jagte, sie von Haus und Hof trieb und Rechnungen machte, daß selbst den reichen Leuten in der Stadt die Augen darob überliefen. Der ging eines Tages mit einem ganzen Sack voll Papieren nach dem Kied zu. Da gestellte sich unterwegs ein Mann zu

ihm, der war fast gekleidet, wie ein Odenwälder Bauer; er trug einen breitrandigen Hut, langen blauen Rock und kurze Hosen, hatte aber ein paar Beine wie Storchbeine so mager und dürr. Der ließ sich in ein Gespräch mit dem Advokaten ein, und lachte dabei zu allem was der Advokat sagte und das Lachen klang so höhnisch und grell, daß es demselben kalt überlief. — Er schaute sich den Bauern genauer an, aber der hatte ein Gesicht wie andere Leute auch. Erst als er ihm nach den Füßen guckte, da ging ihm ein Licht auf und er sah, daß er den leibhaftigen Teufel zur Seite hatte. Da wurde es ihm noch schwüler und er überlegte bei sich, was zu machen sei. Er dachte, es sei am Ende das beste, seinen Begleiter merken zu lassen, daß er ihn kenne und sprach lech heraus: Was habt ihr denn im Ried zu schaffen, giebt's in der Hölle keine Arbeit mehr? Der Böse lachte und sprach: Aha, wir kennen uns, ich muß eine Seele da holen, die schon lange für mich reif ist und die Leute oft zu mir wünschen. Im Ried, dachte der Advokat und bekam neuen Muth, da bin ich also nicht gemeint, und er unterhielt sich getrostens Herzens mit dem Teufel über seine Schelmerereien und Pladereien, rühmte sich ihrer auch und lachte darüber, wobei denn der Teufel jedesmal herzlich mitlachte. Als sie so ihres Weges dahin gingen, kam ein armer Metzger ihnen entgegen, der trieb ein Schwein nach Hause und das Tier schnüffelte und grunzte bald hier, bald dort im Kot herum. Der Metzger war dessen müde und rief: „Der Teufel soll dich holen, wenn du nicht vorangehst!“ Sogleich war der Advokat bei der Hand und sagte: „Da greif zu, das Vieh ist dein.“ Aber da kam's heraus, daß der Advokat noch schlechter war als

der Teufel, denn der Böse sagte: „Das ist nicht so schlimm gemeint, laß dem armen Manne seine Sau, er muß die ganze Woche davon leben.“ Der Advokat lachte ihn darüber aus und meinte, der Teufel habe doch ein zu weiches Herz, und fuhr dann fort, noch viel ärgere Schandthaten von sich zu erzählen. — Als sie in den nächsten Ort kamen, hörten sie ein Kind flennen und die Mutter des Kindes schaute aus ihrem Fenster, ballte eine Faust und schrie: „Willst du dein Maul halten, oder der Teufel soll dich holen!“ Aber das Kind flennete fort. Da stieß der Advokat wiederum seinen Kameraden an und sprach: „Du, nimm's doch, wenn du kein Egel bist, es gehört ja dein.“ Aber der Teufel lachte, ging seines Weges weiter und sprach: „Du hättest es nicht stehen lassen, aber ich nehme's nicht, denn es ist der Mutter einzig Kind und sie würde sich totgrämen, wollte ich zugreifen. Das war so schlimm nicht gemeint.“ Jetzt lachte ihn der Advokat noch mehr aus und sprach: „Du bist mir ein schöner Teufel, wenn ich so dächte, dann wäre ich längst am Bettelstab.“ — So gingen sie weiter und der Schinder erzählte immer lustiger von seinen Thaten, bis sie an den Ort kamen wo er gerade einem armen Bauern das Bett unter dem Leibe weg verkaufen wollte. Der Bauer stand mit seinen Nachbarn zusammen auf der Gasse vor dem Hause. Als er den Advokaten sah, fiel er und sein Weib demselben zu Füßen und sie baten ihn unter Thränen, sie doch nicht ganz unglücklich zu machen; aber der Advokat lachte und sprach zum Teufel: „Jetzt sollst du einmal sehen, wie ich das mache,“ gab dem Bauern einen Fußtritt und sagte: „Fort ihr Kanailen, Alles wird verkauft.“ Da erhob sich der Mann in hellem Zorn und schrie: „O du

Henkersknecht, dich muß noch der Teufel holen, oder Gottes Wort ist gelogen!" Da lachte der Teufel und sprach: „Siehst du, Kamerad, das ist von Herzen so gemeint,“ faßt den Advokaten und riß ihn durch die Luft mit sich fort, und hat man nie wieder eine Spur von ihm gesehen. Die X... Advokaten haben sich alle mögliche Mühe gegeben, diese Geschichte zu vertuschen und geheim zu halten, es hat jedoch nichts geholfen. — Wer es zuletzt erzählt, dem ist der Mund noch warm.

Wie einmal der Teufel von einem Henssen gepreßt wurde.

Ein Mann dem es schlecht ging, schlich trübselig durch den Wald und dachte mehr ans sterben, als ans Leben. Da trat ein grüner Jäger auf ihn zu und fragte ihn, was ihm fehle. „Mein Haus und Hof ist abgebrannt,“ antwortete der Mann, „und ich kann sie nicht wieder aufbauen, denn ich habe kein Geld und ohne Geld arbeitet keiner für mich. Meine Äcker müssen gepflügt und geeggt werden und alle meine Knechte haben mich verlassen.“ „Wenns nur das ist,“ sprach der Jäger, „dem kann abgeholfen werden. Ich will dir dienen, wenn du mir nur immer Arbeit gibst, hast du aber keine für mich, dann bist du mein. Willst du das?“ Der Mann dachte: „Arbeit will ich immer für dich haben, daran solls nicht fehlen,“ und ging den Vertrag ein. Das Erste, was er dem Fremden, der Niemand als der böse Feind war, zu bauen aufgab, war natürlich das abgebrannte Haus, aber das machte demselben nicht lange Arbeit, es stand schon am folgenden Morgen da. „Nun ackere und egge meine Äcker,“

sagte der Mann, dem jetzt schon ein bißchen schwül wurde, und am folgenden Morgen war alles Land in der schönsten Ordnung und der Böse sagte lachend: „Wo ist mehr Arbeit?“ „Baue mir eine Straße bis zur Stadt,“ sagte der Mann, dem der Angstschweiß in dicken Tropfen auf die Stirne trat, denn er sah wohl ein, wie leichtsinnig er gehandelt hatte, schlich auch den ganzen Tag trüb und finster umher. Das sah seine Frau und fragte ihn, was ihm denn jetzt noch fehle, da er ja Alles schöner besitze, als vor seinem Unglück. Er wollte Anfangs nicht mit der Sprache heraus, endlich sagte er ihr Alles und verschwieg ihr nicht, daß er nicht manchen Tag mehr zu leben habe, weil der Böse alle aufgetragene Arbeit so gar schnell fertig bringe. Da lachte sie, sprach, da sei leicht zu helfen und gab ihm einen so guten Rat, daß er wieder ganz heiter wurde. — Am folgenden Morgen kam der Böse wieder und fragte hohnlachend: „Wo ist mehr Arbeit?“ „Komm mit mir,“ sprach der Mann und ging mit ihm auf einen Sandbuddel, nahe bei seinem Hause: „Das Seil am Brunnen ist faul,“ sprach er dort, drehe mir aus Sand ein Seil, welches meinen Kindeskind noch aushält.“ „Das hat dir ein anderer gerathen, der klüger ist, als du,“ rief der Böse wüthend und verschwand, während der Bauer ihn herzlich auslachte.

Der Griesheimer Kukuk.

Die Griesheimer werden spottweise „Kukuk“ gerufen, das schreibt sich davon her. Sie hatten einmal einen Kukuk gefangen und hielten den für eine so große Naturwürdigkeit, daß sie ihn durch eine Deputation feierlich dem Landgrafen

überbringen ließen. Der Landgraf that, als ob er das Tier sehr bewundere und sprach: Ihr könnt mir eine Freude machen, wenn ihr mir auch das Nest des raren Vogels bringen und mir zum Geschenk machen wolltet.“ Das müssen wir erst mit unsern Mitbürgern berathschlagen,“ sprachen die Deputirten und gingen nach Griesheim zurück. Dort wurde sogleich der Gemeinderath zusammenberufen und ihm die Frage vorgelegt Da sprach der Bürgermeister: „Das Nest des raren Vogels ist das ganze Eichenwäldchen drüben, wie sollen wir dies nun nach Darmstadt bringen? Sie beriethen drei Tage darüber, machten an Ort und Stelle selbst Pläne, aber es wollte nicht gehen. Da schickten sie die Deputation wieder zum Landgrafen und ließen ihm sagen, das Nest gäben sie ihm gern, aber er müsse es sich selbst holen. Nachdem der Herr Landgraf herausgebracht, was sie unter dem Neste verstanden, sprach er: Er danke für das schöne Geschenk, aber er wollte der Merkwürdigkeit willen das Nest da lassen, wo es Gott hingesezt habe. So verloren die Griesheimer den schönen Eichenwald und erwarben sich als Ersatz dafür den Spottnamen „Kuhf“ — Andere sagen, die Griesheimer hätten gehört, die Landgräfin wolle sich eine Kuh halten und hätten ihr aus angeborener Liebe für ihrer Fürstin eine Wiese geschenkt, damit die Kuh darauf weiden könne. Da hätte einer gesagt, wenn die Landgräfin eine Kuh halte, dann müsse man, um dem Landgrafen auch eine Freude zu machen, ihm zwei geben. „Was sagt ihr?“ fragte der Bürgermeister, der nicht gut hörte. „Wovon ist die Rede für den Landgrafen?“ „Von der Kuh, Kuh!“ schrie der andere. „Recht so,“ sagte der Bürgermeister, „wir wollen es im Rath verhandeln,“ und

schlug dem Gemeinderat vor, dem Landgrafen einen „Kufu“ zu schenken und damit derselbe auch seinen Unterhalt habe, das Eichenwäldchen dazu, welches dann der Landgraf mit gnädigstem Dank angenommen.

Der Fuchs und der Wolf.

Mundart zu Allendorf bei Battenberg im Ederthal.

Där Fuchs harre mol dämm Wulf vo däm-m Mensch seiner Stärke verzahlt. Re Deer, (Tier) sä-är, kin-em deß Gägäpport hal-n, un se mißte List bruche, im sech ver äm ze räre. Do sat där Wulf: „Wann äch nortz emol en ze säh bekem, äch willt doch uf-sen lusgih. Dozü kan äch derr verhälfe sat där Fuchs, kumm nortz morje frih zü merr, dä wäll ächter enn weise. Där Wulf kam frihzeireg, und där Fuchs ging mitrem oo dä Wäät, wu där Färschter alle Dag härkam. Zärscht kam än aaler abgedankter Saldot. „Äs dos en Mensch?“ froot där Wulf. „Nä“, sat där Fuchs, „dos worr äner.“ Donoh kam än klener Junge, där änn de Schule wullt. „Äs dos änn Mensch?“ „Nä, dos wäll ärscht enner wärn.“ Endlech kam där Färschter, die Duppel-flente uf-sem Buckel un där Färschfänger oo där Seire. Do sat där Fuchs zum Wulf: „Seihste, do kimmt en Mensch, uf dänn müßte luusgih; äch wäll mech äwwer fortmache enn mei Loch.“ Där Wulf ging nu uf de-n Mensch dor. Där Färschter, wi dären seht, säät: Schoore däß äch se Kuel geloore ho, — lät oo un scheßt däm-m Wulf dos Schroot ens Gesecht. Der Wulf verzog dos Gesecht mörderlech; doch ließ er sech nit verduße un ging veroo. Do gamem där Jäger de zwete Loring. Där Wulf verbäß de-i Schmärze

un redt däm Färschter doch uf de Bälz. Do zeiht där sein Härschfänger un git em links un rächts dichtige Hiwwe, deß är vo owe bes unne blureg zum Fuchs zereflest un heilt. „Na Brurrer Wulf,“ sät där Fuchs, „wie beste met dämm Mensche fertig geworren?“ Ach, sät der Wulf, su hun aich mer dem Mensch sei Stärke nit vergestallt. Erscht nahm är en Stärke voo där Schuller un blies e nenn; do fluch mter wos ens Gesecht, dos kizelte mäch ganz merderlich. Dernoehert blies är noch'e mol e där Stärke, do flog mersch im die Nase wie Blez un Hagelwärrer. Un wie ehem gaz noh worr, do zof är e blanke Keppe aus em Leib, damit harre su färschterlich uf mäch luusgeschlä, deß äch baale dud leie gebläwwe wärr.“ „Seiste, sät där Fuchs, wos de ver e Grusmaul bäst.“

Was giebt's Neues?

Mundart im Ederthal.

Heinrich. Ei gurte Dak, Kunrod, wu kimmste da här, su frih?

Kunrod. Ech kumme alleweil aus der Werrerra.

Heinrich. Na wos gitt's da Naues dehem im Ererdol?

Kunrod. Ja meiner sächs, ech weß nitt veel! Dei Äster eß gästern verreckt, fessl mer alleweil bei, die dozemol so sche geplauret hot. Du hostse selmos gefange, wie mer luse mußte.

Heinrich. Mei Äster eß verreckt? O, dos dutt mer doch leed.

Kunrod. Ja, sie hat z'vel vo den Beeh gefresse, wos deim Batter verbeih gegange eß. Ech hats gleich gesät.

Heinrich. Wie, meim Batter sei Beeh eß vorbeigegange? Wos de net säst.

Runrod. Ja, all' mi'nanner! wie'm's Haus und die Schier abgebrant eß, do eß 's met verbrant.

Heinrich. Herr Jesses! Meim Batter sei Haus eß abgebrant?

Runrod. Ja wärklech, wie dei Batter dut wor, ho-se e der Noocht die Lechte, wo e Scheiwe kaput worr, uff der Häbene steh gelosse un do eß alles z'samme gebrannt.

Heinrich. O du großer Gott! Mei Batter eß gestorwe!

Runrod. Ei-ja, är hot sech z'veel Gedaanke gemocht, weil dei zwä Geschwister, dos Lawise un's Marielis, alle bäre zwä Kenne kregge hoo, zwä Junge, un äß bei tem-m en Batter dozu do. — Dresten Gott! 's worr en-n rächt'affener Mann! Atwer där Pänner horrem äch e schene Leiche-prerigt gehaln. Soßt wißt eß nitt veel Neues.

Der Niesgeist von Grünberg.

In der Gegend vou Grünberg lag in einem Walde vordem ein Raubschloß, von welchem jetzt kaum noch eine schwache Spur übrig ist, über das aber in dem Munde des Volkes mancherlei Geschichten umgehen. In einer dunkeln Nacht ging ein Mann an dem Rande des Waldes entlang seinem Heimatsdorfe zu. Plötzlich hörte er neben sich im Walde niesen, und im Glauben, der Niesende sei ebenfalls ein Wanderer, den er der Dunkelheit halber nicht sehen konnte, sagte er: Gott helf'! Keine Antwort erfolgte, aber nach einiger Zeit niesete es zum zweiten Male, und wie es schien, noch näher als vorhin. Der Mann, obichon ärgerlich, daß ihm vorhin nicht gedankt worden war, sagte nochmals: „Gott helf'!“ Wieder keine Antwort; aber gleich darauf niesete es zum dritten Mal. „Nun“, rief der Mann im Zorn, „wenn dir Gott nicht helfen

soll, so mag dir der Teufel helfen!“ Da erhob sich eine klagende Stimme und sprach: „Hättest du zum dritten Male »Gott helf!« gesagt, so wäre ich erlöst gewesen. Seit dreihundert Jahren wandere ich in diesem Walde und warte vergebens auf Erlösung; nun aber muß ich weiter wandern hundert Jahre“. Und heulend und klagend verlor sich die Stimme in der Tiefe des Waldes.



Date Due

Library Bureau Cat. No. 1137

GR167
.H5T3



ALF Collections Vault



3 0000 118 523 244